Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Das

Geheimniß des Arztes.

Das
Geheimniß des Arztes.

Criminal-Roman

von

Ponson du Terrail.

Berlin.
Verlag von E. Mecklenburg (B. Brigl).
1868.

Vorspiel.

Es war an einem düstern unheimlichen November-Abend. Ein scharfer Wind jagte durch die Straßen von St. Florentin und zwang die Wetterfahne des Kirchleins, sich kreischend in ihren Angeln zu drehen. Die Loire, welche von den letzten Regengüssen so hoch angeschwollen war, daß die Schifffahrt hatte eingestellt werden müssen, wälzte ihre gelben Fluthen brausend zwischen den niedrigen Ufern. Obwohl die Glocke noch nicht zehn geschlagen hatte, waren die Straßen doch schon menschenleer, und selbst in den Häusern war Feuer und Licht erloschen. Die Einwohnerschaft einer kleinen Ackerbau treibenden Landstadt sucht im Spätherbst, wo auf den Feldern nichts mehr zu thun ist, zeitig die Lagerstatt auf.

Nur aus einem Fenster im ersten Stockwerk eines Häuschens vor dem Thor fiel noch der Schein einer Lampe freundlich und beständig in den dichten Nebel. Hätte ein Fremder bei Tageslicht dies weißangestrichene Haus mit den grünen Jalousien und dem zur Loire hinabführenden Gärtchen zu Gesicht bekommen, er hätte sich sogleich gesagt: hier muß der Notar des Ortes wohnen, oder der Arzt. Und mit der letzteren Vermuthung hätte er die Wahrheit getroffen: es war das Haus des Arztes.

Doktor Rousselle, zur Zeit ein Mann von etwa 40 bis 50 Jahren, war nicht aus der Gegend gebürtig, practicirte aber in St. Florentin seit fünf oder sechs Jahren. Woher er kam, als er das Häuschen vor dem Thore kaufte und sich als Arzt hier niederließ, das wußte Niemand, und es gelang der unermüdlichen Neugier seiner Mitbürger nicht, den Schleier zu lüften. Daher lag denn auch zuerst Monate lang der Bann des öffentlichen Mißtrauens auf ihm. Zwei bereits ansässige Aerzte, der alte Doktor Coriol und der junge Doktor Fichel, vergaßen ihren alten Brodneid und wandten sich vereint gegen den „hergelaufenen Charlatan". So blieb er lange ohne Praxis; indessen wer aushalten und abwarten kann, kommt allemal zum Ziel, warum nicht auch ein Doktor! Im Jahre 1854 hielt unter der von schleichenden Sumpffiebern ohnehin geschwächten Bevölkerung der Loire-Ufer die Cholera furchtbar reiche Ernte. Die Doktoren Coriol und Fichel, die sonst um einen Patienten Wette liefen, hatten alle Hände voll zu thun, und wohl oder übel mußte man sich an den neuen Doktor wenden. Da zeigte es sich nun bald, daß der „hergelaufene" Doktor wenigstens kein „Pfuscher" war, wie seine Collegen ihn freundlich titulirt hatten. Rousselle rettete zehnmal so viel Menschen als Coriol und Fichel zusammengenommen, und als die Epidemie erloschen war, hatte die öffentliche Meinung sich dermaßen zu seinen Gunsten geändert, daß die Zahl seiner Clienten sich verdreifachte, während die beiden Widersacher fast nichts zu thun hatten. Daß sich ihr Haß dadurch besänftigte, wird Niemand annehmen, und als Doktor Fichel gar noch die verblühte, magere Tochter des Doktor Coriol zur Frau nahm, so mochte sich Doktor Rousselle von den durch die Bande des Blutes noch fester vereinigten Collegen nicht gerade des Besten versehen. Indeß er war ein ruhiger und sanfter Mann, der sich zurückgezogen hielt, sich weder um die Wahlen, noch um die städtischen Intriguen kümmerte und

allen Klätschereien fremd blieb. War er Abends von seinen Krankenbesuchen zurückgekehrt, so widmete er sich nach einem frugalen Abendessen wissenschaftlichen Studien, und seine Lampe, deren schwacher Schein wie ein Hoffnungsstern in der düstern Nacht über die Loire hin leuchtete, erlosch selten vor ein oder zwei Uhr des Nachts.

Heut Abend nun, als es eben zehn Uhr geschlagen hatte, legte ein Kahn an der Gartenmauer des Doktor Rousselle an. Der Führer des Kahnes, welcher mit schwerer Mühe über den hochangeschwollenen Strom übergefahren war, schwang sich hastig auf das hohe Ufer, band den Kahn fest und pochte an die Gartenthür, die auf den Leinpfad hinausging. Der Doktor öffnete das Fenster, — der Fremde versicherte sich durch eine Frage, daß er das richtige Haus getroffen und verlangte Einlaß. Der Doktor kam selbst herunter, die Gartenthür zu öffnen und sah einen Mann in den mittleren Jahren, der die Halblivree eines adelichen Hauses und darüber einen Regenmantel trug, vor sich.

„Herr Doktor", sagte der späte Besucher, „ich komme vom Schlosse La Fresnaie in der Sologne. Es ist drei Meilen von hier, das Wetter ist sehr schlecht, aber wir haben all' unsere Hoffnung auf Sie gesetzt; Sie müssen mitkommen. Drüben auf dem andern Ufer stehen zwei gute Pferde, an einen Baum angebunden. Ziehen Sie sich schnell an, und kommen Sie mit!"

„Ich komme sogleich," versprach der Doktor, zog Flauschrock und Pelzstiefel an, nahm seine kleine Reiseapotheke unter den Arm, gab seiner alten Wirthschafterin, Mutter Gervaise, Nachricht, und schritt der Gartenthür zu. Um die Loire zu passiren hätte der Weg über die Brücke genommen werden können, jedoch mit dem Zeitverlust von einer Stunde. Der Doktor gab deshalb dem ängstlichen Drängen des Dieners nach, der sich für sichere Ueberfahrt verbürgte.

„Wer ist denn krank im Schlosse La Fresnaie?“ fragte der Doktor.

Mit von Thränen erstickter Stimme erwiederte der Mann im Regenmantel: „Das gnädige Fräulein Bertha liegt im Sterben.“

Während der Ueberfahrt suchte der Doktor in seinem Gedächtniß zu sammeln, was ihm über das Schloß La Fresnaie durch Hörensagen bekannt geworden war; denn obwohl er öfters auch zu Patienten in die Sologne gerufen wurde, so war er doch noch nicht soweit hinausgekommen.

Auf La Fresnaie, so entsann er sich, wohnte seit langen Jahren ein Graf gleichen Namens, der früher bei der Armee gedient hatte; seine Frau war längst todt, doch hatte er eine Tochter. Zugleich trat dem Doktor der Name Mauredin auf Mauséjour in die Erinnerung. Oft genug hatte er die Namen der beiden Familien zusammennennen hören, als die der Montecchi und Capuletti der Sologne.

Der Adel der Sologne, der hohe wie der niedrige, hält fest zusammen. Die Herren „Von“ geben sich mit den Bürgerlichen nicht ab, untereinander aber verkehren sie gern, namentlich um dem edlen Waidwerk gemeinsam obzuliegen. Indessen die Herren vom Schloß La Fresnaie und Schloß Mauséjour, deren Feldmarken doch an einander stießen, hielten nicht allein nicht gute Nachbarschaft, sie galten sogar für Feinde. Nicht einmal einen Hasen, der jenseits des Grenzgrabens zusammengebrochen, hätte ein Mauséjour vom La Fresnaie'schen Felde geholt. In der Kirche grüßten sich die Edelleute nicht, und natürlich ging die Feindschaft der Herren auch auf die Damen über. Anfang und Grund dieses Hasses kannte Niemand; die ältesten Leute des Landes wußten nur zu sagen: Das ist immer so gewesen.

Der Doktor und sein Begleiter ritten stumm neben einander her, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Nach

Verlauf einer Stunde hatten sie das breite fruchtbare Loirethal hinter sich und ritten die sanfte Anhöhe hinan, welche auf das Plateau der Sologne führt. Der Schritt der Pferde nahm ein mäßiges Tempo an.

„Wollen Sie mir ein paar Fragen beantworten?“ fragte der Doktor.

„Lassen Sie hören.“

„Wie alt ist Fräulein Bertha?“

„Zwanzig Jahre.“

„Und seit wann ist sie krank?“

„Seit acht Tagen. Das heißt,“ setzte der Diener mit bewegter Stimme hinzu, „ich habe erst seit acht Tagen etwas gemerkt, und der Herr Graf weiß noch nichts davon.“

„Wie,“ rief der Doktor verwundert „der Graf weiß nicht, daß seine Tochter krank ist?“

„Nein, Herr Doktor, noch nicht. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil Sie für einen Ehrenmann gelten, auf den man sich verlassen kann. Lieber hätte ich Fräulein Bertha sterben lassen, ehe ich einen andern Doktor geholt hätte. Sie sind nicht aus der Gegend . . . Sie werden kein so schlechtes Herz haben, wie all' die Lumpen hier im Lande Orleans, die nur das Geld lieben und die es von Jedem gerne nehmen, um nachher den Geber zu lästern.“

„Drücken Sie sich deutlicher aus, mein Lieber!“

„Ach, Herr Doktor, so wahr ich Germain Mazet heiße, noch vor einem Jahre war Fräulein Bertha so schön und frisch, wie kein Mädchen in der ganzen Umgegend. Fast Jeder, ob reich, ob arm, hat hier vom Fieber mehr oder weniger zu leiden; der Herr Graf, ein abgehärteter Soldat, hat das Fieber auch gehabt, Fräulein Bertha nie. Inmitten unserer Teiche und Moräste ist sie frisch und kräftig wie eine Waldblume aufgewachsen. Im Alter von 12 Jahren verstand sie es mit Pferden umzugehen, und ritt

besser als ihr Vater oder ich; den ganzen Tag hielt sie auf der Jagd aus, so gut, wie ein Mann.

„Der Herr Graf hat sich darum schon beinahe getröstet, daß er keinen Sohn hat. Mit der Flinte weiß sie besser Bescheid als mit der Nadel; viel fehlte nicht, so trüge sie Mannskleider. — Weiß der Himmel," fuhr der Diener unter Thränen fort, „welches Unheil seit einem Jahre über uns hängt. Das Fräulein war nur noch in Gegenwart des Vaters heiter oder stellte sich so, wie um einen geheimen Kummer zu verbergen. Auf die Jagd ging sie wohl, wie sonst, kam aber oft mit leerer Jagdtasche zurück. Ich habe sie mehr als einmal betrübt am Waldsaume sitzend gefunden, nahe daran, in Thränen auszubrechen."

„Und wie lange ist sie krank?"

„Sie hat sich heut zum ersten Male zu Bett gelegt."

„Und sie liegt im Sterben?" fragte der Doktor mit steigender Verwunderung.

Germain erwiderte: „Seit acht Tagen ist der Herr Graf, der zu dem Schwurgericht ausgeloost ist, verreist und kommt erst morgen wieder. Seit er fort ist, ist sie zu Haus geblieben, statt wie sonst des Morgens in den Wald zu gehen, und hat sich mit ihrer alten Amme Gertrud eingeschlossen. Die alte Gertrud sagte mir heut: Das Fräulein ist sehr krank. Was ihr aber fehlt, hat sie mir nicht sagen wollen. So viel weiß ich, das arme Fräulein stopft sich die Kissen in den Mund, um ihre Schmerzen zu verbeißen und kann keinen Augenblick still liegen. Da sagte mir denn die Alte: Gehe nach St. Florentin und hole einen Arzt, der nicht aus hiesiger Gegend ist. Nimm Dich aber in Acht, daß um Gottes willen Niemand im Schlosse erfährt, daß Fräulein Bertha krank ist."

„So? so? Das hat sie gesagt?" fiel der Doktor ein.

„Ja, Herr Doktor."

Rousselle wurde nachdenklich und sprach kein Wort weiter. Warum doch drängte sich ihm, als sie durch den dunkeln Tannenforst ritten, die Erinnerung an den alten Haß zwischen den La Fresnaie's und den Mauredin's von Mauséjour immer wieder auf? Seltsame, unerklärliche Vorahnungen der Dinge, die da kommen sollen, bewegen zuweilen unsere Seele, und der Doktor fühlte sich wie von einer Ahnung ergriffen.

„Wo sind wir? und ist es noch weit?“ fragte der Doktor nach einer langen Pause.

„Wir sind bald da, jetzt sind wir auf der Haide von Mauséjour.“

Der Dokor erschrak beinahe, als ihm der Name in's Ohr klang.

„Ein elender Boden,“ bemerkte Germain Mazet.

„Wie überall in der Sologne,“ meinte der Doktor.“

„O nein“, erwiederte Germain, „hier erntet man kümmerlich Buchweizen, in La Fresnaie wird alle Jahre Weizen gesät. Ein elend Stück Land, und wie das Gut, so die Herren.“

„Warum sprechen Sie so von Frau von Mauredin und ihren Söhnen?“ fragte der Doktor, der seine Neugier nicht bemeistern konnte.

„Danach fragen Sie noch? Freilich, Sie sind nicht von hier.“

„Nun, ich habe wohl gehört, daß die beiden Familien sich nicht vertragen.“

„Das ist auch nicht von heut und gestern; das dauert schon Jahrhunderte.“

„Und woher der Haß?“

„Außer dem Herren weiß es Niemand, als ich; aber es ist nicht mein Geheimniß.“

„Ich verlange es auch nicht zu wissen.“

„Sehen Sie, ich bin gewiß kein böser Mensch, aber wenn

dieser Gaston mir einmal in den Schuß gelaufen käme, ich wüßte nicht, was ich thäte."

„Wer ist Gaston?"

„Der jüngste von den Mauredin's."

„Und der ältere?"

„Der ältere, Hektor, ist nicht so schlimm; aber dieser Lump, der Gaston . . . ."

In diesem Augenblick kamen sie an einen Graben.

„Endlich bessere Luft!" rief Germain. „Hier kommen wir auf La Fresnaie'schen Grund und Boden. Wir müssen quer über's Feld, Gertrud hat mir's auf die Seele gebunden, Sie durch den Park zu führen und nicht durch den Haupteingang, damit die übrige Dienerschaft von der Krankheit des gnädigen Fräuleins nichts erfährt."

„So, so!" sagte der Doktor. „Nun meinethalben."

Bald darauf gelangten die beiden Reiter an den Schloßgraben, der übrigens wasserleer war. Jenseits desselben wurde eine Gitterthür sichtbar und durch die Bäume schimmerte vom Schlosse ein erleuchtetes Fenster.

„Ich muß vorn den Schlüssel holen. Warten Sie hier!" sagte der Diener und ritt im Galopp davon. Als er in der Dunkelheit verschwunden war, regte sich plötzlich etwas in dem Graben.

„Wer ist da?" rief der Doktor erschrocken.

Eine dunkle Gestalt richtete sich auf, kam auf den Doktor zu und faßte dem Pferde in die Zügel. „Fürchten Sie nichts," sagte eine treuherzige, Zutrauen erweckende Stimme, die vor Aufregung zitterte, „Sie haben es mit keinem Räuber oder Wilddieb zu thun."

Der Doktor beruhigte sich; so viel er in der Dunkelheit erkennen konnte, stand ein junger Mann in eleganter Jagdkleidung und mit einer Flinte auf dem Rücken vor ihm.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

„Sind Sie nicht der Doktor Rousselle?“

„Der bin ich.“

„Dann kann ich mich Ihnen nennen. Auf Sie allein habe ich meine Hoffnung gesetzt. Ich heiße Hektor von Mauredin.“ — Der Doktor fuhr überrascht in die Höhe. — „Unsere Zeit ist gemessen; wenn der Diener zurückkehrt, muß ich fliehen. Hören Sie mich. Vor Allem verrathen Sie Niemand, daß Sie mich hier gesehen!“

„Das verspreche ich Ihnen.“

„Sie sind nach La Fresnaie geholt worden, weil Fräulein Bertha erkrankt ist.“

„Woher wissen Sie das?“

Schluchzend erwiederte der junge Mann: „Seit fünf Stunden bin ich hier im Graben versteckt und habe keinen Blick von dem Fenster verwandt, das dort durch die Bäume schimmert. Sie sind ein Arzt, Aerzte begreifen leichter, als andere Menschen. Merken Sie nicht, daß ich mich für Fräulein Bertha von La Fresnaie interessire?“

„Habe ich recht gehört? Sind Sie nicht ein Mauredin? Und Sie interessiren sich für das Fräulein?“

„Ihr Tod wird der meine sein.“

Romeo und Julie! dachte der Doktor. „Nun, wenn Sie Fräulein Bertha lieben . . . .“

„Sprechen Sie dieses Wort nicht aus,“ unterbrach ihn Hektor, „es kann Ihnen Unheil bringen.“

„ . . . . so müssen Sie wissen, was ihr fehlt,“ fuhr der Doktor fort.

„Ach, fragen Sie mich nicht! Sie werden es ja sogleich sehen. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie sie!“

Der Doktor versprach zu thun, was seine Kunst vermöge.

„Sie werden vielleicht lange bleiben, doch ich kümmre mich

wenig um Kälte und Regen. An dem Grenzgraben, über den Sie gekommen sind, werde ich Sie erwarten."

Der Schritt des Dieners ließ sich im Parke vernehmen.

„Adieu, Doktor, auf Wiedersehen! Gott stehe Ihnen bei!" flüsterte Hektor und verschwand zwischen den Tannen. Es war die höchste Zeit. Germain schloß das Gitterthor auf.

„Sonderbar. Niemand hier? Ich hätte geschworen, daß ich Sie mit Jemand hätte sprechen hören," sagte er.

„Ich habe Niemand gesehen," erwiederte der Doktor, seines Versprechens eingedenk. „Es wird ein Thier im Walde gewesen sein, vielleicht ein Reh."

Germain schien gleicher Meinung zu sein; denn er wandte nichts weiter ein. Er bat nun den Doktor, abzusteigen, damit nicht die Hufspuren im Parke am nächsten Morgen dem Gärtner auffallen könnten, und ihm zu Fuß zu folgen.

Dr. Rousselle stieg ab. Germain Mazet band das Pferd an einen Baum; dann nahm er den Doktor an der Hand und sagte:

„Kommen Sie, kommen Sie schnell! Fräulein Bertha leidet Höllenqualen. Ich glaube, sie liegt im Sterben."

I. Abschnitt.

Der lahme Maubert.

Zwei Jahre waren seit der Nacht verstrichen, in welcher Dr. Rousselle nach La Fresnaie gerufen worden. Was überhaupt vorgegangen, und ob der Doktor auf dem Heimwege wieder mit Hektor von Mauredin zusammengetroffen, darüber lag der Schleier jener geheimnißvollen Nacht. Nur eine Thatsache war Jedermann in der Sologne bekannt, daß nämlich Fräulein

von La Fresnaie nicht gestorben war; oft genug hatte man sie auf ihrem schottischen Ponny im blauen Amazonenkleid, das ihre schlanke Taille vortheilhaft hervorhob, auf die Jagd reiten sehen. Auch Hektor von Mauredin ward oft bis tief in die Nacht umherstreifend, oder traurig und nachdenklich am Rande eines Grabens im Walde sitzend, von heimkehrenden Holzhauern oder Waldhütern gesehen.

Beide waren im Lande wohlbekannt, denn die Bewohner von La Fresnaie und nicht minder die von Mauséjour galten zwar für sehr stolz und unzugänglich, aber doch für wohlthätig. Der größern Beliebtheit erfreute sich die Familie von La Fresnaie, denn sie war reich. Ihre Güter trugen bedeutende Revenuen ein, ihr Schloß war ein wohlerhaltenes, stattliches Gebäude. Mauséjour dagegen, das auch Mauvaisséjour genannt wurde, führte seinen Namen „Uebelhausen" mit Recht, denn in dem traurigen Sumpf und Haidelande der Sologne hatte diese Besitzung vielleicht die ungesundeste Lage und den ärmsten Boden. Das alte inmitten von Tannenwäldern gelegene Schloß war halb verfallen und verfiel immer mehr, denn der Ertrag des Gutes deckte nur knapp die Bedürfnisse der Familie, die zur Zeit aus drei Personen bestand. Frau von Mauredin, seit 20 Jahren Wittwe, trug beständig Trauerkleidung; ihr ernstes, stilles Antlitz, das man niemals lächeln sehen, wies noch Spuren einstiger Schönheit auf. Ihr zweiter Sohn, Gaston, zeigte stets eine finstere Miene, er ging mit keinem Menschen um, und obgleich ihm eigentlich Niemand etwas Uebles nachsagen konnte, so wichen ihm die Bauern doch lieber schon von weitem aus. Verhältnißmäßig am meisten beliebt war Hektor, theils wegen seines heiteren Temperaments und offenen Wesens, theils, weil er sich auch nicht für zu gut hielt, um mit dem gemeinen Manne gern über Wetter, Ernte und andere landläufige Dinge zu plaudern.

Zwei Jahre waren, wie gesagt, seit den Ereignissen jener

Zeit verstrichen, als wiederum an einem Novemberabend, da die Sonne bereits untergegangen war, Hektor von Mauredin mit der Flinte auf der Schulter von einer seiner Streifereien durch Wald und Moor heimkehrte.

Er durchschritt eben ein lichtbestandenes Tannengehölz, als sein Jagdhund, der zehn Schritte vor ihm hertrabte, plötzlich stand, wie vor einem Rebhuhn oder Hasen. Hektor, der des Jagens für heute überdrüssig war, gab dem Hunde einen Fußtritt. Das Thier stieß ein klägliches Geheul aus, blieb aber stehen.

„Komm, dummer Kerl!“ rief Hektor dem klugen Thiere zu. Vergeblich, der Hund rührte sich nicht, die Nase hoch in die Luft haltend, die Ohren spitzend, sah er unverwandt in das Gebüsch. Aergerlich verließ Hektor den Fußpfad und trat in den Wald hinein, um zu sehen, was es gebe. Er war jedoch noch nicht 20 Schritte weit vorgedrungen, als er entsetzt zurückprallte; sein Haar sträubte sich, denn soviel er zu unterscheiden vermochte, lag mitten im Erlengestrüpp der halbnackte Körper eines Weibes, dem Anschein nach todt.

Hektor überwand schnell den ersten Schrecken, der auch den Muthigsten beim plötzlichen Anblick eines Leichnams überkommt, und trat näher. Er faßte ihre Hand, sie war eisig kalt, er schüttelte sie, aber ihre Augen blieben geschlossen, doch entdeckte er, daß das Herz noch leise schlug; todt war sie also nicht. Wie kam sie in solchem Zustande in diese Einöde? Statt aller Bekleidung trug sie nur einen zerlumpten blauen Leinewandkittel. Das schwarze Haar hing in dichten verwirrten Massen lang um ihren Kopf; wenn sie stand, mußte es sie fast ganz verhüllen. Schuhwerk hatten diese, wie mit Leder überzogenen Fußsohlen nie gekannt; der Körper war schmächtig, aber fest und muskulös. Das jugendliche Gesicht ermangelte nicht einer gewissen wilden Schönheit. Vergeblich bemühte sich Hektor sie durch Reiben der Hände und der Schläfe ins Leben zurückzurufen, da fiel ihm

ein kräftigeres Mittel ein. Der Wein ist in der Sologne fast unbekannt, Wachholder dagegen wächst in Massen wild, so ist denn der Genèvre das Getränk der Landleute, und auch Hektor führte einen Vorrath davon in seiner Jagdflasche. Es gelang ihm mit Hülfe des Jagdmessers die krampfhaft geschlossnen Zähne des ohnmächtigen Mädchens aufzusperren, und ihr ein großes Glas von dem scharfen Branntwein einzuflößen.

Das Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Der Körper zuckte heftig und die eben noch schlaffen Hände fuhren geschwind nach dem Halse. Zugleich öffnete sie die Augen, sah ihren Retter mit verstörten Blicken an und sprang plötzlich auf, um zu entfliehen, gerade wie wenn ein wundes Reh beim Anblick des verfolgenden Jägers sich noch einmal zusammenrafft. Hektor wollte sie am Arme zurückhalten, aber mit einer Kraft, wie man sie bei einem eben noch ohnmächtig gewesenen Mädchen nicht vermuthet hätte, riß sie sich von ihm los und machte vier oder fünf gewaltige Sätze in den Wald hinein; da brach sie, augenscheinlich völlig erschöpft, wieder zusammen.

„Fürchte Dich nicht" rief ihr Hektor, der sie eingeholt hatte, zu, „ich will Dir nichts thun, im Gegentheil, ich komme dir ja zu Hülfe."

Sie sah ihn wieder mit scheuen Blicken an, schien sich aber zu beruhigen und Vertrauen zu fassen.

„Was ist Dir denn geschehen?" fragte der junge Mann sanft und mitleidig.

Sie brachte nur zwei Worte hervor, die aber wie ein ganzes Klagelied klangen.

„Mich hungert!"

Hektor gab ihr den Rest seines Mundvorrathes. Mit thierischer Gier verschlang sie das Stück Brod und den vertrockneten Käse in einem Nu; er gab ihr seine Jagdflasche und sie leerte sie mit einem Zuge.

Inzwischen hatte er Zeit, sie näher zu betrachten. Sie war offenbar ein halbwildes Geschöpf und fremd in der Gegend.

„Wo kommst Du her?" fragte er sie. Mit ängstlichem Tone, antwortete sie: „Sie sind also kein Gendarm?" Hektor wiederholte seine Frage: „Wo kommst du her?"

„Weit, weit her," erwiederte sie. „Seit zwei Jahren treibe ich mich im Walde herum. Ach, die Gendarmen, die Gendarmen, sie werden kommen und mich hinrichten!"

Hektor schauderte. „Hast Du ein Verbrechen begangen?"

„Ich nicht, ich nicht, Mulot ist's gewesen, aber es kommt auf eins heraus, ich habe ihm dabei geholfen."

„Mulot, Mulot," wiederholte Hektor bei sich, indem die Erinnerung an eine blutige That in ihm aufstieg.

„Ich weiß nicht, ob sie ihn einen Kopf kürzer gemacht haben," sagte sie. „Ich bin davongelaufen. Bei Tage habe ich mich in den Wäldern versteckt, bei Nacht bin ich weiter gewandert. Ach, ich fürchte mich vor dem Henker. Hu!" Und ihre Zähne klapperten bei dem schrecklichen Worte.

Das düstere Drama von la Rènardière und der Prozeß Mulot, der vor zwei Jahren die ganze Gegend in Aufregung gesetzt hatte, trat dem jungen Manne in's Gedächtniß. „Und wer bist Du?" fragte er das Mädchen.

Mißtrauisch sah sie ihn an. „Sind Sie wirklich kein Gendarm?"

„Nein, ich kann es Dir schwören."

Nun denn," sagte sie leise, „ich bin die, die man die Chevrette*) genannt hat."

Als Mulot und seine Schwester Martine verhaftet worden, hatte man vergebens nach der Chevrette gesucht. Zu wiederholten Malen war der Forst von Orleans nach allen Seiten hin

*) Chevrette bedeutet ein junges, behendes Reh.

durchstöbert worden, aber ohne daß es gelang, sie zu entdecken. Indessen glaubte man allgemein, daß sie den heimathlichen Forst, wo sie seit ihrer Kindheit halb wild aufgewachsen war, nicht verlassen würde, und die Polizei war davon so fest überzeugt, daß sie es für genügend hielt, den Forst von Orleans zu überwachen und es selbst unterließ, ihr Signalement an die benachbarten Departements abzugeben. Aber wie die wilden Thiere einem Landstrich den Rücken kehren, wo man sie fortwährend verfolgt, so hatte auch sie die Flucht ergriffen und sich sogar bis nach der Normandie, fast hundert Meilen von ihrer Heimath entfernt, theils von Felddiebstählen, theils von Waldfrüchten sich ernährend.

Aber das Heimweh ergriff sie und zog sie wieder zurück. Sie war nun schon mehrere Wochen auf der Wanderschaft. Je näher sie jedoch der Heimath gekommen war, desto mehr hatte auch ihre Furcht vor den Gendarmen wieder zugenommen. Eines Tages sah sie am Rande eines Waldes drei Gendarmenuniformen aufleuchten. Von Todesangst ergriffen, wich sie von ihrem Wege ab, schwamm durch die Loire und gerieth jenseits des Flusses in die endlosen Nadelholzwälder, die ihr weder Eicheln noch Buchnüsse zur Nahrung boten. In die Dörfer, die hier überdies nur spärlich verstreut liegen, wagte sie sich nicht mehr und so war sie in den Zustand von Erschöpfung gerathen, in welchem Hektor sie gefunden. Die Einzelheiten dieser Irrfahrt erfuhr er natürlich erst durch viele Kreuz- und Querfragen.

„Bereust Du denn Dein Verbrechen?“

„Ja,“ sagte sie.

„Wenn man Dich nun begnadigte unter der Bedingung, daß Du ehrlich und ordentlich wirst? ....“

„Ist denn das möglich?“

„Vielleicht.“

„Man wird mich aber in's Gefängniß einsperren.“

„Nein.“

„Werde ich im Walde bleiben dürfen?“

„Ja.“

Sie klaschte vor Freuden in die Hände, wie ein Kind. Plötzlich aber sah sie Hektor wieder mißtrauisch in die Augen und fragte: „Ist das auch Alles wahr? Und wie ist es denn möglich?“

Hektor erwiederte: „Ich bin nicht die Justiz. Dich zu begnadigen habe ich weder das Recht noch die Macht. Aber ich kann Dich in meinem Hause verborgen halten, Dir Arbeit und Nahrung geben und Dich so kleiden, daß es Niemandem einfallen soll, die Chevrette in Dir zu suchen.“

„Das wollten Sie wirklich thun?

„Ja, ich will; komm mit mir.“ Und er erhob sich, ergriff seine Flinte, die er an einen Baum gelehnt hatte und ging voran.

Die Chevrette folgte ihm, bald schreitend, bald laufend, bald in großen Sätzen springend, wie es ihre Art war — denn ihrer Scheu und Schnelligkeit verdankte sie ja ihren Namen.

Sie hatten eine Stunde Weges zurückzulegen. Der Wald war häufig von Lichtungen durchbrochen, und als der Mond aufgegangen war, konnten die beiden nächtlichen Wanderer sich deutlich erkennen. Das freundliche und zugleich offene und ehrliche Gesicht Hektors flößte dem halbwilden Mädchen zunehmend Vertrauen ein. Ihre Züge waren nicht häßlich, und in ihrem Auge leuchtete nun etwas wie dankbare Ergebenheit und Treue. Zuchtlos aufgewachsen, ein Opfer der Gesellschaft, war sie zur Verbrecherin doch nur geworden, weil sie ihre Liebe einem Manne geschenkt hatte, der sich als Schurke erwies. Doch war noch nicht Alles verloren, denn in ihrem Herzen sprach die Reue.

„Hast Du Mulot sehr geliebt?“ fragte Hektor.

„Ja," antwortete sie, „und ich that, was er befahl."

„Ohne Unterschied, ob Gutes oder Böses?"

„Das ging mich nichts an; er befahl, ich gehorchte."

„Hättest du lieber das Rechte gethan, als das Unrechte?" Diese Frage schien sie in Verlegenheit zu setzen. Sie besann sich: „Ja", sagte sie endlich, „böse war ich immer nur auf die Waldhüter und Förster, die mich prügelten, als ich klein war, und die mich nachher mit Hunden gehetzt haben, als ob ich wirklich ein wildes Thier wäre. Wovon sollte ich denn leben? Wenn ich nicht Reisig gestohlen und Wild in Schlingen gefangen hätte, wäre ich Hungers gestorben."

Nach einer Weile fragte sie bedenklich: „Ich werde nun eine Magd werden sollen, in einem Hause wohnen, in Betten schlafen. Ach, das werde ich nicht lange aushalten. Ich habe es ein Mal bei einem Pächter versucht, aber schon nach drei Tagen bin ich ihm davon gelaufen."

„Wenn Du den Wald liebst, so liebst Du wohl auch die Jagd?"

„O, ich kann schießen, wie ein Jäger."

„Nun wohl, Du sollst Mannskleider anziehen, sollst für meine Hunde sorgen und mein Jägerbursche sein," sagte Hektor von Mauredin.

Die Chevrette war glücklich.

Sie erreichten bald den Teich, an dessen Ufer das alte Schloß von Mauséjour gelegen war. Bei Tage bot das verfallne Gemäuer mit seinen von hundertjährigem Epheu umrankten Thürmen einen melancholischen Anblick. Wie es sich jetzt beim Mondenschein in unbestimmten Umrissen vom Nachthimmel abhob und zugleich auf der trüben Wasserfläche spiegelte, sah es düster und unheilbringend aus. Der Teich selbst flößte Schrecken ein, auch war wirklich manche traurige Geschichte von ihm im Munde der Leute, denn wehe dem Un-

vorsichtigen, der, ohne die Wasserstraße genau zu kennen, die Ueberfahrt versuchte; schon mancher Bauerbursch, mancher Hirtenknabe, selbst mancher Wildschütz, der dies gewagt, war in den Schlinggewächsen mit dem Ruder stecken geblieben, dann mit dem Kahn umgeschlagen und elendig im Schlamme umgekommen, da jeder Versuch zu schwimmen hier vergeblich war. Hektor kannte den Weg genau; er würde, wenn er um das Ufer des Teiches, der einer der größten in der Sologne war, hätte herumgehen sollen, eine gute halbe Stunde verloren haben. Also stiegen sie ein und in weniger als einer Viertelstunde hatte der junge Mann mit kräftiger und geschickter Hand das Boot mitten zwischen den gefährlichen Wasserpflanzen hindurch an's jenseitige Ufer getrieben. Hektor beruhigte den Hofhund, führte dann die Chevrette heimlich in einen seitwärts stehenden Schuppen, wo in einem Koffer die Habseligkeiten eines kurz vorher aus dem Dienst entlassnen Hirten sich befanden.

„Wenn er seine Sachen holen kommt, werde ich ihm die fehlenden bezahlen," sagte Hektor bei sich, nahm eine leinene Hose und einen Kittel heraus, reichte Chevrette diese Gegenstände und hieß sie in dem anstoßenden Stall schnell die Kleider wechseln. In wenigen Minuten kehrte das Mädchen, welches fügsam wie ein Kind geworden war, zurück und sah schon jetzt ganz verändert aus. Hätte sie nicht das lange Haar gehabt, das verworren fast bis über die Hüften herabging, so hätte man sie für einen vierzehn- oder funfzehnjährigen Bauerjungen halten können.

Hektor hatte auch daran gedacht. Er wußte den Platz, wo die Knechte im Stall bei den Striegeln und andern kleinen Geräthschaften auch eine große Scheere, mit welcher die Mähnen der Pferde beschnitten wurden, verwahrten.

„Du mußt Dein Haar opfern!" sagte er zu ihr.

„Ich will alles thun, was Sie sagen," antwortete sie sanft.

Hektor schnitt ihr das Haar ganz kurz ab und sagte dann: „Komm mit." Er führte sie in die Küche und sagte zu der alten Frau, die in Mauséjour das Amt der Köchin verwaltete: „Johanne, hier ist ein armer Junge, den ich halb verhungert im Walde gefunden, gieb ihm zu essen und schicke ihn dann auf den Heuboden, dort kann er schlafen." Dabei machte er Chevrette ein Zeichen des Schweigens und der Vorsicht.

Fünf oder sechs Tage nach Chevrettens Aufnahme im Schloß Mauséjour finden wir Bertha von La Fresnaie am Saume eines kleinen Wäldchens, das ungefähr gleich weit von beiden Schlössern lag. Sie trug Jagdkleider; man hätte sie für Diana selbst halten können. Ein schottischer Jagdhund begleitete sie und an ihrer Jagdtasche hingen einige Wachteln und Feldhühner. Während sie ging, wurden ihre Schritte immer langsamer, sie schien die Bäume zu ihrer Linken zu zählen. An einer Buche blieb sie stehen, sah sich vorsichtig um, faßte dann mit einer Hand einen der Aeste, um sich daran in die Höhe zu heben und fühlte mit der andern in eine Höhlung des Stammes unterhalb der Krone, als ob sie etwas darin suche. „Kein Brief! Was ist ihm geschehen?" murmelte sie, die leere Hand zurückziehend, mit unruhiger, enttäuschter Miene. Sie setzte sich nachdenklich am Fuß des Baumes nieder, aber ein Geräusch in den dürren Blättern schreckte sie sogleich wieder auf. War es ein Reh? Ein Holzhauer, der sich verspätet hatte? Das Geräusch kam näher. Sie sah durch die Fichten einen Knaben eilig herankommen und entfernte sich schnell von der Buche, als fürchte sie ihr Geheimniß zu verrathen. Aber der Knabe lief ihr nach und hatte sie bald eingeholt. „He, Fräulein!" rief er.

Sie drehte sich um und wunderte sich, ein vollständig unbekanntes Gesicht zu sehen, obgleich sie doch jeden Bauer in der ganzen Gegend bei Namen kannte.

„Was willst Du, Freund?“ fragte sie.

„Sind Sie Fräulein Bertha?“

„Ja.“

Chevrette nahm die Mütze ab, holte daraus einen Brief hervor und überreichte ihn Bertha mit den Worten: „Herr Hektor hat sich gestern den Fuß verrenkt, darum konnte er nicht kommen.“

„Schweig, sprich leise!“ sagte das junge Mädchen erschrocken.

Chevrette lächelte.

„Fräulein,“ sagte sie, „sehen Sie mir nicht an, daß ich meinen letzten Blutstropfen für Herrn Hektor geben würde? Mir können Sie trauen.“

„Wer bist Du denn? Ich kenne Dich nicht. Du bist aus einer andern Gegend?“

„Ja wohl.“

„Seit wann stehst Du denn in Herrn Hektors Dienst?“

„Seit dem Tage, wo er mir das Leben rettete.“

Bertha nahm das Billet und sah sich noch einmal ängstlich um, ehe sie las.

Der Brief lautete wie folgt:

„Meine Vielgeliebte! Ich habe mir gestern den Fuß verrenkt und muß auf dem Sopha liegen bleiben. Der Arzt von Souvigny meint, daß ich wenigstens vierzehn Tage daran zu leiden habe. Dieser Unfall ohne Bedeutung, wenn er nur mich anginge, wird Dir, theure Bertha, großen Kummer bereiten. Acht Tage der Trennung! Ich schaudere, wenn ich daran denke, daß Du bereits seit acht Tagen ohne Nachricht von mir bist,

denn Niemand anders als ich konnte bisher eine Botschaft zu der hohlen Buche tragen, die uns als Briefkasten dient.

Doch Gott ist gut und Er thut Alles wohl, was er thut! Er hat mir ein armes Geschöpf, dessen Leben ich in meiner Hand halte und das mir schon mit der Treue eines Hundes ergeben ist, in den Weg geführt. Wenn wir uns wiedersehen — und ich hoffe, das wird bald der Fall sein, sollte ich mich auch hinkend zu unserm Rendezvous schleppen — werde ich Dir die ganze Geschichte erzählen, Du müßtest denn den kleinen Burschen selber ausfragen wollen, der übrigens nichts anderes als ein Mädchen ist.

Indessen die Zeit ist zu kostbar, um davon in einem Briefe zu sprechen.

Meine Vielgeliebte! Jeder Tag, der verrinnt, vermehrt meine Angst und Traurigkeit. Du bist mein angetrautes Weib und Niemand weiß davon, ein Haß, dessen Quelle uns Beiden unbekannt ist, trennt unsere beiden Familien.

Ich bin neulich einmal bis zu dem ruchlosen Gedanken gekommen, mir die Zeit vorzustellen, wo meine theure Mutter, wo Dein Vater dahingeschieden sein werden. — Ach, meine tausendmal geliebte Bertha! Es ist nicht daran zu denken, daß man ihren Sinn beugen könnte. Warum doch wird ein Mauséjour todtenbleich, wenn der Name la Fresnaie genannt wird? Das ist Dir ebenso unbekannt wie mir.

Du hast eines Tages Deinem Vater die Frage vorgelegt und er hat Dir mit zorniger Stimme geantwortet: „Ich verbiete Dir, mir jemals von der Familie Mauséjour zu sprechen.“ Auch ich habe es eines Tages gewagt, meine Mutter zu fragen: „Mutter, Du bist mit dem Namen Mauséjour nicht geboren, du hast also den Haß meines Vaters nicht mit der Geburt in Dich aufnehmen können. Sage mir . . . . .“ Da unterbrach sie mich mit einer stolzen Handbewegung und ihr Blick war so furchtbar,

daß ich entfloh. Am Abend sagte sie mir dann: „Hektor, Du bist der Erstgeborne Deines Geschlechtes, aber ich bedaure das.“ „Warum?“ fragte ich zitternd. „Weil einem Mauséjour der Haß des Namens La Fresnaie angeboren sein muß. Wenn Du diesen Haß nicht instinktiv empfindest, so bist Du Deines Erstgeburtrechtes nicht würdig.“

Wahrlich, auf den ersten Blick möchte es scheinen, wir Beide müßten uns im hellen Tageslicht die Hände reichen und vor aller Welt ausrufen: Wir lieben uns! Und dennoch wagen wir es nicht und werden es nie wagen. Und warum, meine theure Bertha? Darum, weil die Finsterniß erschreckt, weil das Geheimniß einen seltsamen Einfluß ausübt, weil wir vor diesem Familienhaß mehr Furcht haben, da wir ihn nicht kennen, als wenn uns die Gründe bekannt wären! So suchen wir, obwohl wir das Haupt hoch erheben könnten, dennoch den dunklen Schatten und beugen unsere Stirn!

O Bertha! Bertha! Hast Du denn nicht die gleiche Furcht wie ich? Wird es Dir möglich sein, während der nächsten acht Tage einen Vorwand zu finden, um nach St.-Florentin zu gelangen und an der Thür des Doktor Rousselle vorbeizugehen?

Mein Gott, die Feder zittert in meiner Hand. Es giebt Dinge, die wir nicht niederschreiben können.

Lebe wohl, meine angebetete Bertha! Auf baldiges Wiedersehen! Dein Hektor.“

Das junge Mädchen küßte diesen Brief leidenschaftlich, und wiederholt; dann zerriß sie ihn in kleine Stückchen, die sie auf dem Heimwege im Winde fliegen ließ, vorsichtig und nach und nach, als könnte eine kecke Hand sie sammeln und wieder zusammensetzen.

Die Chevrette ging still neben ihr. Sie achtete die düstere Stimmung, welcher Bertha sich ergeben zu haben schien.

Plötzlich erhob Bertha das Haupt. Der Waldsaum, welchen

sie entlang gingen, bildete dort einen Winkel, und in der Ferne wurden die Thürmchen von La Fresnaie sichtbar.

„Du mußt mich nun verlassen," sagte Bertha zur Chevrette „man darf uns nicht zusammen sehen."

„Was soll ich Herrn Hektor sagen?"

„Komme morgen um dieselbe Zeit an die Stelle zurück, wo du mich gefunden hast."

Chevrette grüßte das junge Fräulein und entfernte sich dann mit gewaltigen Sprüngen.

Bertha sah ihr verwundert nach und sprach bei sich: „Wie sie läuft! Wie ein Reh oder ein Windspiel."

Dann beschleunigte sie selbst ihre Schritte und gelangte über die Haide und die Wiesen bald in die Nähe des väterlichen Schlosses.

Eine Viertelmeile vor La Fresnaie schlug plötzlich ein ungewohnter Klang an ihr Ohr. Helle Fanfaren tönten durch den alten Park, das frohe Jagdhorn blies das Hallali.

Erstaunt und zornig fragte sich das junge Mädchen: „Wer wagt es, so nahe unserer Burg zu jagen?"

Je näher die junge Jägerin kam, desto lauter wurden die Fanfaren und brachen sich in zahlreichen Echos an der Façade des alten Schlosses. Bald erglänzten auch die Fackeln, welche in aller Eile angezündet wurden, um die Dunkelheit des schnell hereingebrochenen Abends zu erhellen, durch die Tannen und Fräulein von La Fresnaie sah nun, um was es sich handelte.

Ein aus einem Bauernhofe entliehener Leiterwagen war mit der Beute, das heißt mit einem prachtvollen Zehnender, beladen. Vier Piqueure in grau und rother Uniform hielten zu Pferde bei dem Wagen, an ihrer Spitze ritt ein junger Mann auf einem prachtvollen, irischen Jagdpferd und blies das Hallali.

Eine Meute von dreißig großen englisch-normännischen Hunden, von zwei Dienern zu Fuß gehalten, folgte dem Wagen.

Bertha's Stirn furchte sich. Sie erkannte Lord Helmuth; ihren Gutsnachbar.

Lord Helmuth war einer der reichsten Eigenthümer des Kreises Lamothe-Beuvron.

Wie kam ein Engländer in die Sologne? einfach genug. In der Touraine haben sich schon seit Jahrhunderten immer ganze englische Colonien niedergelassen, um von dem Londoner Nebel in dem mildern Klima sich zu erholen, zugleich auch, weil Mancher, der zu Hause für ruinirt gilt, in Frankreich, wo das Leben viel billiger ist, noch reich genannt wird.

Vor zwanzig Jahren hatte auch der Vater dieses jungen Cavaliers, des Lord Helmuth, in der Nähe von Tours sich niedergelassen. Er war ein großer Jagdfreund und lange Zeit der einzige Pächter des Ambroiser Forstes, der zu den wildreichsten in Frankreich gehört. Einmal nun, als die Pacht ablief, gerieth er mit einem Edelmann der Touraine, der sein Mitpächter werden wollte, in Streitigkeiten. Lord Helmuth war reich, doch der Tourainer Edelmann war noch reicher; er überbot den Engländer mit einer solchen Zähigkeit, daß er den Sieg über ihn davon trug. Da kaufte sich Lord Helmuth aus Verdruß in der Sologne an und starb nach Verlauf von zehn Jahren.

Sein Sohn, der junge Lord, bewohnte England im Sommer, die Sologne im Winter. Auch er war, wie sein Vater, ein großer Jäger.

Neuhaus — so hieß das kleine Schloß, welches sein Vater an Stelle eines alten Gebäudes, das er hatte niederreißen lassen, errichtete — Neuhaus lag zwei Meilen von La Fresnaie entfernt. Wie die Feldmark von Mauséjour im Norden, so stieß das Gebiet von Neuhaus im Süden an das Gut des Grafen von La Fresnaie. Gleichwohl hatte man lange Zeit nicht eben

gute Nachbarschaft gehalten. Zur Zeit des alten Lords beschränkte man sich auf zwei Besuche jährlich. Nach seinem Tode hatte Sir William das Verlangen gezeigt, häufigere und innigere Beziehungen herzustellen. Herr von La Fresnaie zeigte sich anfänglich kalt. Nach und nach hatte Lord Helmuth die Gewohnheit angenommen, monatlich einmal zum Besuch zu kommen. Anfänglich mit einer gewissen Steifheit empfangen, war er endlich doch dahin gelangt, die Zuneigung des Grafen zu gewinnen. Dem Fräulein von La Fresnaie dagegen flößte er eine Art Antipathie ein, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Nie hatte sie dieselbe deutlicher empfunden, als an diesem Tage.

Lord Helmuth überbrachte ihr als Zeichen der Galanterie seine heutige Jagdbeute. Das junge Mädchen aber hielt sich unbeweglich im Dickicht und ließ den Zug vorbei, um selbst von der Rückseite in das Schloß einzutreten, während ihr Vater dem Gaste höflich entgegenkam.

Bertha hatte eine alte Amme, die seit dem Tode der Gräfin Mutterstelle bei ihr vertrat. Diese Frau stand ihr auch in jener geheimnißvollen Nacht bei, in welcher man der Hülfe des Doctor Roussele bedurft hatte.

Bertha fand die Alte in ihrem Zimmer. Sie setzte ihre Büchse in einen Winkel und sagte: „Schon wieder Lord Helmuth! Es ist unerträglich!"

Die Amme schüttelte den Kopf. „Nur Muth, nur Muth, mein Kind!" sagte sie.

„Weshalb? Um den Besuch des Lord Helmuth zu ertragen?"

„Nein," sagte die Alte, „um dem Vater Widerstand zu leisten."

„Was willst Du damit sagen, Mütterchen?"

„Weißt Du denn nichts?"

„Was soll ich wissen?"

„Lord Helmuth ist in Dich verliebt."

Bertha zuckte die Achseln.

„Er hat Deine Hand verlangt.“

Das junge Mädchen erbleichte. „Bist Du von Sinnen?“ sagte sie.

„Es ist die reine Wahrheit,“ erwiederte die Amme. „Er hat heute Morgen brieflich die Erlaubniß erbeten, sich im Schloß vorstellen zu dürfen, und der Herr Graf hat mit einer Einladung zum Mittagessen geantwortet.“

Fräulein von La Fresnaie wurde todtenblaß; eine Thräne rollte aus ihren Augen; mit erstickter Stimme murmelte sie: „Armer Vater!“

Bald darauf erschien das Fräulein im Salon. Wer jetzt die elegante Dame gesehen hätte, die mit dem feinsten Geschmack gekleidet war, hätte schwerlich die Jägerin erkannt, die im kurzen Rock und mit der Büchse auf der Schulter unermüdlich durch Steppen und Tannenwälder zu ziehen gewohnt war.

Bei ihrem Eintritt in den Salon, dessen Wände mit Familienportraits bedeckt waren, erkannte Bertha mit einem Blick, daß das, was ihre Amme ihr gesagt, nur zu wahr sei. Der Graf von La Fresnaie und Lord Helmuth saßen nebeneinander in der vertraulichen Haltung von Männern, die nach Besprechung einer wichtigen Angelegenheit in allen Punkten einig geworden sind.

Indeß Bertha besaß Selbstbeherrschung benug. Sie schien nichts zu ahnen, nichts zu begreifen, fand den Besuch Lord Hellmuth's ganz natürlich und benahm sich gegen ihn wie gewöhnlich, das heißt kühl und höflich.

Man setzte sich zu Tisch. Dem Grafen entschlüpfte auch nicht ein Wort, aus dem sich hätte schließen lassen, daß die Verheirathung seiner Tochter eine abgemachte Sache sei. Lord Hel-

muth bewahrte vollkommen seine britische Steifheit. Um Mitternacht empfahl er sich.

Der Graf reichte ihm die Hand und sagte dann: „Auf Wiedersehen!“ mit einem Tone, der auf ein sehr nahes Wiedersehen schließen ließ. Wie in der Regel küßte Lord Helmuth ehrfurchtsvoll die Hand Bertha's.

Diese wollte sich nach der Entfernung des jungen Engländers zurückziehen, nahm einen Leuchter und neigte ihre Stirn dem Vater zum Abschiedskusse entgegen. Der Graf aber sagte zu ihr: „Bleibe, mein Kind, ich habe mit Dir zu sprechen.“

Bertha setzte ihr Licht auf den Kamin, blieb vor ihrem Vater stehen und wartete.

„Setze Dich, mein Kind,“ sagte der Graf, „unsere Unterhaltung kann lange dauern.“

Bertha nahm ihren Platz, ohne ein Wort zu sagen, wieder ein.

Der Graf begann: „Bertha, Du bist zweiundzwanzig Jahre alt.“

„Ja, mein Vater.“

„Hast Du daran gedacht, daß meine Haare ergrauen und daß die Stunde naht, wo ich Dich allein in dieser Welt zurücklassen werde?“

„Lieber Vater,“ erwiderte Bertha, „Du bist noch nicht sechszig Jahre alt und die Männer unseres Geschlechts pflegen sehr alt zu werden, wenn sie nicht auf dem Schlachtfelde fallen. Wie sollte ich also an dergleichen Dinge denken?“

„Thut nichts, ich kann sterben.“

„O Vater!“

„Und es ist meine Pflicht,“ fuhr der Graf fort, „diese Welt nicht zu verlassen, ohne Deine Zukunft gesichert zu haben, ohne Dir einen Beschützer zu hinterlassen.“

„Lieber Vater,“ entgegnete das junge Mädchen stolz, „ich

würde glauben, des Blutes unwerth zu sein, das ich von Dir erbe, wenn ich nicht sagte, daß der Name La Fresnaie sich selbst beschützt, auch wenn ihn eine Frau trägt."

„Du verstehst mich nicht, Bertha. Ich wünsche Dich zu verheirathen."

Bertha schwieg.

Der Graf hielt dies für eine Zustimmung und fuhr fort: „Seit mehreren Jahren habe ich mir alle jungen Männer der Umgegend von Vermögen und Geburt darauf angesehen; keiner schien mir das Glück zu verdienen, seinen Namen mit dem unsrigen zu vereinigen. Heute kommt mir ein Mann entgegen, der alle wünschenswerthen Bedingungen in sich zu vereinigen scheint."

„So?" sagte Bertha gleichgültig.

„Es ist Lord Helmuth," fuhr der Graf fort.

„So?" sagte Bertha wiederum.

„Der Lord ist reich, seine Familie ist normännischen Ursprungs, das heißt, er gehört dem hohen englischen Adel an. Von seiner Person brauche ich nicht weiter zu sprechen, Du kennst ihn; er ist jung, ein schöner Mann und von distinguirtestem Wesen. Endlich ist Lord Hellmuth sogar Katholik und damit jedes Hinderniß beseitigt. Ich habe also beschlossen, Dich, mein Kind, mit Lord Helmuth zu vermählen, der uns heute die Ehre erwiesen hat, um Deine Hand zu bitten."

Nunmehr schwieg der Graf und erwartete die Antwort.

„Lieber Vater," sagte Fräulein von La Fresnaie, „die Pflicht einer Tochter ist Gehorsam. Nichtsdestoweniger bitte ich inständigst, mir 24 Stunden Bedenkzeit zu gewähren. Ich war auf das Verlangen Lord Helmuth's so wenig vorbereitet, daß ich mich sammeln und mir ernstlich eine Frage vorlegen muß."

„Das wäre?"

„Ob er mich glücklich machen kann," sagte das junge Mäd-

chen mit fast feierlichem Tone. Dann nahm sie ihr Licht, wünschte dem Grafen gute Nacht und verließ den Saal.

Die alte Amme erwartete Bertha in ihrem Zimmer.

„Du hast mir die Wahrheit gesagt. Ich habe deshalb auch schon vorher an Lord Helmuth geschrieben. Hast Du dem Lord das Billet übergeben?"

„Ja, in dem Augenblick, wo er zu Pferde stieg. Aber glaubst Du, mein Kind, daß er zu dem Rendezvous kommt?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Und daß er nachgiebt?"

„Ich vertraue auf seine Ehrenhaftigkeit," sagte das junge Mädchen mit voller Ueberzeugung, während die alte Frau zweifelhaft den Kopf schüttelte.

Lord Helmuth hatte in der That das Billet des Fräuleins von La Fresnaie erhalten. Weder die Piqueurs, noch die Diener des Schlosses hatten es gesehen, wie die alte Amme sich in seine Nähe drängte und ihm einen Brief zusteckte mit den leisen Worten: „Von Fräulein Bertha."

Lord Helmuth hatte mit dem charakteristischen Phlegma des Engländers den Brief in die Tasche gesteckt. Sobald er den Schloßgarten verlassen, hatte er seinen Leuten befohlen, vorauszureiten, und während seine ganze Begleitung den graden Weg nach Neuhaus einschlug, hatte der junge Lord ein Zündhölzchen aus der Tasche gezogen und eine Cigarre angezündet. Darauf öffnete er den Brief, den er eben empfangen, und näherte ihn dem glimmenden Ende, so daß er ihn lesen konnte.

Bertha's Brief war lakonisch.

„Mylord," schrieb sie, „ein Gentleman kann einem Mädchen meiner Geburt eine Unterredung unter vier Augen nicht abschlagen. Ich bitte Sie darum, sich heute Nacht eine Stunde nach Ihrer Entfernung vom Schlosse an der nördlichen Pforte des Schloßgartens einzufinden. Bertha von La Fresnaie."

In dem Gesicht des Lord Helmuth zuckte kein Muskel. Er kehrte auf der Stelle um und hatte bald die Viertelmeile wieder zurückgelegt, die ihn von der Schloßmauer trennte.

Das von Bertha bezeichnete Parkthor war dasselbe, wo zwei Jahre vorher der Diener den Doctor Rousselle verlassen hatte, und wo dieser mit Hektor von Mauséjour einige Worte gewechselt.

Als er in der Nähe war, stieg Lord Helmuth vom Pferde und setzte sich auf einen Baumstamm. Er hatte noch eine halbe Stunde vor sich.

Kaum saß er zehn Minuten auf dem Tannenstumpfe, als die kleine Parkthür sich geräuschlos öffnete. Bertha überschritt schnell die hölzerne Brücke des Schloßgrabens und kam grade auf Lord Helmuth zu.

Das junge Mädchen sah beim Mondschein ganz deutlich Lord Helmuth, der mit unerschütterlichem Phlegma weiter rauchte. Als sie auf ihn zukam, erhob er sich und grüßte ehrerbietig.

Bertha hatte ihr Amazonenkostüm wieder angelegt, das heißt, sie trug einen kurzen Rock, Schnürstiefel, Gamaschen, einen Hut mit Falkenfedern und ihre Jagdbüchse. Sie erwiderte Lord Helmuths Gruß und sprach: „Ich bitte um Verzeihung, Mylord, daß ich Sie incommodire, aber es war schwer für mich, Ihnen ein anderes Rendezvous zu bezeichnen.“

Lord Helmuth verbeugte sich stumm.

Bertha sagte ohne Umschweife: „Sie haben an meinen Vater geschrieben?“

„Ja,“ nickte er.

„Sie haben um meine Hand gebeten?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Ohne mich vorher zu fragen?“

Diese Frage setzte ihn etwas in Verlegenheit. „Ich

meinte," sagte er, „mich zuerst an den Herrn Grafen von La Fresnaie wenden zu müssen."

„Mein Herr," erwiderte Bertha, „sehen Sie mich wohl an. Ich bin kein Weib, wie manche Männer es sich träumen. Ich liebe den Wald, die Einsamkeit, die Jagd; das Weltgetümmel ist mir verhaßt; mein höchstes Glück ist eben dieses unfruchtbare Land, auf dem wir stehen; an den Aufenthalt in großen Städten würde ich mich nie gewöhnen können, ich tanze nicht, ich verabscheue die Bälle; meiner Natur und meinem Geschmacke nach unabhängig, frei und ohne Zwang erzogen, würde ich mich den Pflichten der Mutter und Gattin, die vor Allem der Engel der Häuslichkeit sein soll, nicht zu fügen wissen. Haben Sie sich dies Alles gesagt, Mylord?"

Angstvoll erwartete das junge Mädchen die Antwort.

„Vollkommen," erwiderte Lord Helmuth.

„Sie haben sich das gesagt, bevor Sie meine Hand verlangten?"

„Ja."

„Und Ihr Entschluß?"

„Mein Entschluß," sagte der junge Engländer, „ist, Sie zum Weibe zu nehmen, wenn Ihr Vater es will, denn ich liebe Sie."

„Aber, mein Herr," sagte Bertha mit flehender Stimme, „wenn ich Sie nicht liebe, wenn ich Sie nicht lieben kann?"

„Ich werde mich bemühen, Ihre Liebe in der Zukunft zu verdienen."

Seine Stimme klang scharf und fest, als er dies aussprach, und drückte einen unerschütterlichen Willen aus.

Bertha trat einen Schritt zurück. „Mylord," sagte sie, „ich habe mich getäuscht; verzeihen Sie mir, ich habe geglaubt, Sie würden von meinem Schritte gerührt sein, denn ich habe gehofft, daß der Mann, zu dem ich sprechen würde: Mein

Herr, seien Sie großmüthig und entsagen Sie derjenigen, die Sie nicht lieben, die Ihnen nicht angehören kann, — mir mit den einfachen Worten antworten würde: Ich trete zurück."

Lord Helmuth schwieg.

„Ich habe mich getäuscht," sagte Bertha, „und nun hören Sie auch meinen Entschluß: ich werde nie Ihre Frau!"

Nach dieser stolzen Antwort grüßte sie den Engländer und entfernte sich. Sie kehrte jedoch nicht, wie man hätte meinen sollen, nach dem Parkthor zurück, sondern trat vielmehr unter die Tannen und entschwand den Blicken des Lord Helmuth bald im dichten Walde.

Fräulein von La Fresnaie war schon weit entfernt, als Lord Helmuth noch auf derselben Stelle stand, verzehrt von Zorn und Verdruß.

Lord Helmuth besaß den Stolz der englisch-normännischen Race; er hielt seinen Adel für besser als den gesammten Adel Frankreichs und noch am Morgen, als er sich vornahm, um die Hand des Fräulein von La Fresnaie zu bitten, glaubte er ihr eine besondere Ehre zu erweisen. Warum schlug sie ihn aus? Er war ja ein hübscher Mann und sein Vermögen, das in England für mäßig gegolten hätte, war in Frankreich beträchtlich zu nennen.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: Ich habe einen Nebenbuhler.

Die Menschen des Nordens haben einen kühlen Zorn und einen stummen Haß; sie sind weniger hitzig wie die Bewohner des Südens, besitzen aber eine mehr konzentrirte Willenskraft und eine größere Zähigkeit in der Ausführung ihrer Pläne.

Lord Helmuth fühlte den kalten Schweiß tropfenweise von seiner Stirn rinnen und einen Sturm der Wuth in seiner Seele sich erheben.

„Wenn ich einen Nebenbuhler habe," sagte er bei sich, „so werde ich ihn tödten."

Daß Bertha so zur Nachtzeit, anstatt in das Schloß zurückzukehren, sich entfernte, das war ganz dazu angethan, seinen Verdacht zu wecken. Wohin ging sie? Wozu dieser Jagdanzug mitten in der Nacht? Man hätte zwar annehmen können, das unerschrockene junge Mädchen ginge auf den Anstand, um einen Eber zu schießen, aber Lord Helmuth war überzeugt, es handle sich um ein Rendezvous.

„Ich hätte ihr folgen können," sagte er bei sich.

Indeß die Tannenwälder von La Fresnaie waren Lord Helmuth weniger bekannt; überdies hätte er nur schwer zu Pferde in dieselbe eindringen können; endlich war anzunehmen, daß Fräulein Bertha, wenn sie den Hufschlag hinter sich hörte, die Flucht ergreifen und nicht zum Stelldichein gehen würde.

Man sieht, trotz seines Zornes kalkulirte Lord Helmuth richtig mit dem vollkommen kalten Blute eines Briten.

Plötzlich stieg ihm ein glücklicher Gedanke auf. Wohin er auch ging, führte er einen kleinen langhaarigen schottischen Rattenfänger von der Spielart, welche man Skiß nennt, bei sich. Dieser kleine, ausnehmend kräftige Hund, der auf den Namen Tom hörte, hatte eine wunderbar feine Nase. Lord Helmuth bediente sich seiner zuweilen, um einen Fehler seiner Jagdhunde gut zu machen, und noch niemals hatte das kluge Thier trotz aller Kreuz- und Quersprünge die richtige Spur des gehetzten Thieres verfehlt. Lord Helmuth kam auf die Idee, das Thier auf die Spur des Fräulein von La Fresnaie zu führen. Er gab seinem Pferde, nachdem er es losgebunden, einen Schlag mit der Reitpeitsche und ließ es allein den Weg nach Hause finden. Der Hund wollte seinem Stallgefährten nach, aber Lord Helmuth hielt ihn durch einen kurzen Pfiff zurück, zwang ihn, die Stelle, wo eben Fräulein von La Fresnaie

gestanden hatte, zu beschnüffeln und rief ihm dann zu: „Such! Such! Und stille!“ Die letztere Empfehlung war fast unnütz, da der Rattenfänger fast niemals laut giebt.

Skiß schlug den Weg in den Wald ein; Lord Helmuth folgte ihm mit großer Vorsicht.

Der Hund, von seinem Herrn festgehalten, drang langsam vorwärts, aber in gerader Linie. Plötzlich hielt er an. Am Rande einer Lichtung, beim Scheine des Mondes sah Lord Helmuth inmitten dieser Lichtung zwei Personen auf einem umgehauenen Baumstamm sitzen. Er erkannte Fräulein von La Fresnaie, war aber einigermaßen verwundert zu sehen, daß die zweite Person, mit welcher sie leise sprach, ein junger Bursche in einem Kittel war.

Sollte das der ihm vorgezogene Liebhaber sein? Lord Helmuth hatte kaum Zeit, sich diese Frage vorzulegen, denn er sah, wie Fräulein La Fresnaie einen Brief aus der Tasche zog und dem Bauerjungen gab.

„Aha,“ dachte er bei sich, „das ist der Liebesbote!“ und er wartete.

Die Unterhaltung des jungen Burschen und des Fräuleins war kurz, denn die letztere erhob sich bald, warf ihre Büchse über die Schulter und schritt über die Lichtung zurück.

Lord Helmuth hatte seinen Hund auf den Arm genommen und hielt ihm die Schnauze zu, um ihn am Bellen zu verhindern. Unbeweglich gegen den Stamm einer alten Tanne gelehnt und den Athem zurückhaltend, sah er Bertha in der Entfernung von kaum zehn Schritten vorbeigehen. Er verfolgte sie mit den Augen, bis sie in der Tiefe des Tannenwaldes verschwunden war, dann stürzte er auf die Stelle in der Lichtung los, welche der junge Bursch so eben verlassen hatte, um eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und von Neuem rief er seinem Hunde zu: „Such! Such!“

Der Hund rannte mit größter Geschwindigkeit vorwärts. Lord Helmuth folgte ihm im Trabe, indem er bei sich sagte: „Diesen Brief muß ich haben.“

Der Bauerbursche oder vielmehr Chevrette, die der Leser gewiß erkannt hat, ging in ruhigem Schritt ihres Weges. Sie hatte schon die weite Haide erreicht, die sich zwischen den Wäldern von La Fresnaie und Mauséjour ausdehnt. Dadurch, daß sie den größten Theil ihres Lebens im Walde zugebracht, war ihr Gehör außerordentlich geschärft. So wenig Geräusch der verfolgende Spürhund auch machte, Chevrette hörte ihn doch. Sie wandte sich um und sah den Hund ihre Spur verfolgen und hinter dem Hunde Lord Helmuth laufen. Zwar hatte sie den Lord nie gesehen, hatte also auch keinen Grund, ihm zu mißtrauen; nichtsdestoweniger machte sich in ihr der Instinkt des Wildes geltend und sie beschleunigte ihre Schritte. Auch der Hund fing an schneller zu laufen und Lord Helmuth desgleichen, Chevrette gedachte daran, wie oft sie den Waldhütern von Orleans mit einem kleinen Wettrennen zu schaffen gemacht hatte. Sie nahm ihre Kräfte zusammen und flog in leichten Sprüngen dahin.

„Faß! Faß! Tom! rief Lord Helmuth.“ Der Hund bellte und stürzte sich auf die Fliehende los. Sie lief so schnell, daß er ihr kaum nachkommen konnte. Lord Helmuth, dem Eifersucht und Zorn Kraft und Ausdauer verliehen, hetzte den Hund beständig aus der Ferne, da er selbst in wenigen Minuten schon bedeutend zurückgeblieben war.

Die Chevrette war nahe daran, in Sicherheit zu gelangen, denn sie hatte fast den Wald und den Teich von Mauséjour erreicht. Im Walde hätte sie durch Kreuz- und Quersprünge ein wenig Terrain gewinnen können. Zweihundert Schritte hatte sie noch auf der Wiese zu machen, deren hohes Gras sie im Laufen hinderte, als sie plötzlich mit beiden Füßen hängen blieb und

stürzte; sie war in eine Vogelschlinge getreten. Ehe es ihr gelang, die Schlinge zu zerreißen, erreichte sie der Hund und stürzte sich auf sie.

Das gut dressirte Thier, von einer Race, welche eben so gern den Kampf mit dem Fuchs in seinem Loch, wie mit einigen hundert Ratten aufnimmt, biß das Mädchen in's Bein und hielt fest, bis dieses einen Stein ergriff und ihm mit aller Kraft auf den Kopf schlug. Inzwischen war Lord Helmuth beinahe herangekommen. Chevrette hatte sich von Neuem in Bewegung gesetzt, verfolgt von dem wüthenden Hunde. Wenn sie den nahen Forst erreichte, so konnte sie sich des Hundes leicht entledigen, denn sie hatte in einem Gebüsch eine Büchse versteckt, die ihr an demselben Morgen Hektor von Mausejour gegeben, mit der Weisung, die Büchse nicht über die Grenze von Mauséjour hinaus mitzunehmen. Ehe sie über den Grenzgraben sprang, schleuderte sie den Hund, der ihr dicht auf den Fersen war, geschickt mit einem Fußstoß sechs Schritte zurück. Dann warf sie sich jenseits des Grabens in das Gestrüpp nieder, ergriff die Flinte, und als der Hund ihr nachkam, dem Lord Helmuth von Weitem immer zuschrie: „Faß, Tom, faß!" streckte sie ihn mit einem Schusse zwischen die Augen nieder.

Ihre Kräfte aber waren erschöpft, nicht von dem Laufen, sondern von dem heftigen Blutverlust, denn der Hund hatte ihr eine Ader zerrissen. Sie war nicht im Stande weiter zu fliehen und Lord Helmuth, der vor Wuth aufschrie, als er seinen Hund stürzen sah, kam immer näher. Weiter entfliehen war ihr unmöglich. Da fiel dem seltsamen Mädchen ein glücklicher Gedanke ein. Was anders konnte der Grund einer so hitzigen Verfolgung sein, als der Brief, den Bertha von La Fresnaie ihr übergeben? Sie zog ihn heraus und zerriß ihn in tausend kleine Stückchen, welche sie eiligst verschlang.

„Ha, warte, Du kleiner Schuft!" keuchte Lord Helmuth

wüthend; „Du hast mir meinen Hund getödtet, das soll Dir schlecht bekommen.“

Er war so außer sich, daß er seine Jagdpeitsche hob, um die Chevrette zu schlagen. Sie versuchte aufzuspringen, sank aber mit einem Schrei des Schmerzes zusammen. Die Peitsche sauste durch die Luft und fiel nieder; überwältigt von Schmerz und Blutverlust, sank Chevrette in Ohnmacht.

Der junge Engländer, durch diese erste Rachethat plötzlich beruhigt, blieb eine Weile unbeweglich stehen und betrachtete bei dem hellen Licht des Mondes das bleiche, hagere Gesicht mit den eigenthümlich feinen Zügen. Was sollte er thun? War es anzunehmen, daß dieser kleine Bursche, der eben den Brief stückweise verschlungen, der Bestechung, der Drohung oder der Gewalt nachgeben würde?

Ehe er noch zu einem Entschlusse kam, wurde er gewahr, daß das Blut aus der Wunde noch immer hervorströmte, wie der Wein aus dem geöffneten Hahn eines Fasses. Bei diesem Anblick gewann er sein britisches Phlegma wieder, zerriß sein Taschentuch und verband das Bein des bewußtlosen Mädchens.

Plötzlich hörte er hinter sich ein leises Geräusch, er wandte sich um und sah zehn Schritte entfernt einen Menschen stehen. In der ersten Ueberraschung griff der Lord nach dem Hirschfänger, aber ein kurzes, spöttisches Lachen antwortete ihm.

„Fürchten Sie nichts, Herr Mylord,“ sagte eine näselnde Stimme. „Erkennen Sie mich nicht? Ich bin Maubert, der Lahme.“

In der That hinkte der Mann, indem er näher trat.

In der Sologne wird man es den Leuten wohl nie begreiflich machen können, daß das Wort „Mylord“ zum wenigsten den Titel „Herr“ aufwiegt. Der so plötzlich Hinzugekommene machte es also wie alle andern Bauern, wenn er Lord Helmuth mit „Herr Mylord“ anredete.

Der lahme Maubert war zur Hälfte ein Bettler, zur Hälfte ein Dorfheilkünstler, der Verrenkungen und Beinbrüche zu kuriren verstand und von dem die Bauern glaubten, er könne hexen. Er war allenthalben in der Sologne bekannt, aber wenig geliebt, viel mehr gefürchtet. Sein ganzes Aussehen war abschreckend, namentlich das eckige Gesicht mit den schmalen Lippen und den kleinen grauen Augen; die ganze Gestalt war verwachsen; von den dünnen fast verdorrten Beinen war das eine kürzer als das andere, die Schultern dagegen waren breit und die Arme sehr muskulös. Er war, wie man sagte, ebenso stark als bösartig. Lord Helmuth kannte ihn nur daher, daß er ihm zuweilen in einer Scheune über Nacht Herberge gegeben und an dem Tisch der Leute mitzuessen erlaubt hatte. Er, wie alle Gutsbesitzer in der Sologne, brachte die Erzeugnisse seines Gutes selbst zu Markte und war daher genöthigt, mit den Bauern trotz seines angeborenen Adelsstolzes häufig in Berührung zu kommen.

Maubert hinkte heran und betrachtete die Chevrette. „Haben Sie den Jungen todtgeschossen, Herr Mylord?" fragte er.

„Nein!" erwiderte Lord Helmuth.

„Ich habe doch einen Schuß gehört?"

„Ja, der kleine Spitzbube hat meinen Hund erschossen."

„Ei, ei, warum denn?" frug der Lahme.

„Mein Hund hatte ihn gebissen."

„So? so?" sagte Maubert mit boshaftem Lachen. „Ihr Hund biß doch sonst nie, wenn man ihn nicht hetzte?"

„Kann wohl sein."

„Na, der Junge ist beinahe todt."

Der Quacksalber beugte sich über Chevrette, legte die Hand in die Herzgegend und sagte: „Der Herzschlag ist nur noch schwach." Dann betrachtete er den Verband, den Lord Helmuth angelegt hatte.

Lord Helmuth stand düster schweigend daneben. Maubert wandte sich um und sah ihn an.

„Herr Mylord," sagte er, das geht nicht mit rechten Dingen zu."

„Was geht das Dich an?" frug stolz abweisend der Engländer.

„Nun, Herr Mylord, ich bin halb und halb ein Hexenmeister und könnte Ihnen wohl einen guten Rath geben."

So häßlich war das Lachen, mit dem der Mensch seine Worte begleitete, daß Lord Helmuth zusammenzuckte.

Maubert fuhr fort: „Warum haben Sie Ihren Hund auf den Jungen gehetzt? Er muß Ihnen doch irgend welchen Schaden gethan haben?"

„Ich wollte mit ihm sprechen," sagte Lord Helmuth.

„Und er riß aus?"

„Ja."

„Haha!" lachte der Lahme von Neuem. „Ich könnte Euer Gnaden schon nützlich sein."

Lord Helmuth fühlte heraus, daß er hier einen brauchbaren Bundesgenossen gefunden. Man hätte sagen können, die Hölle kam ihm zu Hülfe, denn Maubert sah in diesem Augenblick wie ein Teufel aus.

„Herr Mylord, hören Sie," sagte nach kurzem Stillschweigen der Lahme, „ich will lieber gleich offen herausreden."

„Was willst Du sagen?"

„Ich lag hier eben am Rande des Waldes, kaum zehn Schritte von hier."

„Nun?"

„Ich habe also den Burschen laufen sehen und den Hund hinterher. Ich habe gesehen, wie der Hund mausetodt im Schusse zusammenbrach."

„Du hast also auch gesehen . . .“

„Ja, daß der Bursche ein Papier verschluckte. Man braucht nicht sehr schlau zu sein, um zu errathen, daß es ein Brief war.“

„Das ist richtig,“ sagte Lord Helmuth.

„Und den Sie gern haben wollten?“

„Ja.“

„Sie wissen, wer ihm den Brief gegeben hat, aber nicht, an wen er bestimmt war, und Sie möchten dies gern erfahren?“

„Ja,“ sagte Lord Helmuth, „aber wie?“

Maubert blinzelte mit den Augen.

„Sagte ich es nicht, ich könnte Ihnen unter die Arme greifen?“

„Nun, wie denn?“

„Das sollen Sie gleich sehen, Herr Mylord, aber wir müssen den Burschen wegbringen.“

„Warum?“

„Da, wo wir hingehen, wird die Sache bequemer gehen. Kommen Sie, Herr Mylord,“ sagte er boshaft lachend, indem er sich die Chevrette auf die Schulter lud.

Lord Helmuth folgte dem Lahmen, der trotz seiner Last mit außerordentlicher Geschwindigkeit voranging.

Beim Scheine des Mondes wurde Lord Helmuth bald eine kleine kegelförmige Erhöhung inmitten der Tannen gewahr. Es war eine kleine, halb aus Zweigen, halb aus Erde aufgebaute und mit Zweigen bedeckte Hütte, wie die Holzhauer sie sich im Walde herstellen, um bei schlechtem Wetter ein Obdach zu finden. Eine dünne Rauchsäule stieg aus der Oeffnung des Daches hervor. Die Hütte war leer, doch zeigte die unter der Asche noch fortglimmende Feuer, daß sie noch nicht lange verlassen war.

Lord Helmuth hatte unterwegs vergeblich nachgedacht, was die Absicht des Menschen sein möchte. Sein Erstaunen war

nicht gering, als er sah, wie Jener der Ohnmächtigen die Schuhe auszog.

„Was machst Du da?“ fragte er ihn.

„Ich habe weder Cognac noch Genever hier und da will ich mich des einzigen Mittels bedienen, das mir zu Gebote steht, um den Jungen wieder in's Leben zurückzurufen,“ sagte er boshaft kichernd.

Hierbei schürte der Lahme die glimmenden Kohlen zusammen, blies hinein und alsbald erhob sich knisternd eine kleine, blaue Flamme. Dann zog der Schurke die Chevrette an den Beinen heran und hielt ihre Fußsohlen an das lebendige Feuer. Chevrette zuckte heftig zusammen, stieß einen Schrei des Schmerzes aus und riß die Augen weit auf.

„Sie sehen das Mittel ist gut,“ sagte Maubert, dessen Gesicht ein dämonisches Aussehen hatte.

„Ja,“ sagte Lord Helmuth, „doch begreife ich nicht, wie Du sie zum Sprechen bringen willst.“

Chevrette hatte sich mit verstörten Blicken umgesehen und ihren Verfolger Lord Helmuth wiedererkannt. Von Neuem versuchte sie, aufzuspringen und zu entfliehen, doch Maubert hielt sie in seinen herkulischen Armen fest und sagte: „Mein Bürschchen, sei vernünftig und antworte dem Herrn Mylord hier. Wenn Du ihm sagst, was er wissen will, wird er Dir zwei schöne Fünffrankenthaler schenken.“

Chevrette antwortete nicht.

Maubert fuhr fort: „Du hattest doch einen Brief bei Dir und hast ihn verschluckt?“

Chevrette nickte Ja und das Auge des wilden Mädchens glänzte in düsterer Begeisterung.

„Wem brachtest Du diesen Brief?“

„Das werdet Ihr nicht erfahren,“ erwiderte sie entschlossen.

„Nun, das wollen wir schon sehen.“ Maubert riß sie zum

Feuer und hielt ihre Fußsohlen an die Flamme. „Es ist ein altes Mittelchen, das immer hilft," sagte der Elende; „Du mußt sprechen, oder wir heizen Dir ein."

Die Chevrette schrie von Neuem auf, doch sprach sie nicht.

„Wir werden Dich schon zum Reden bringen," sagte Maubert, dessen Augen von wilder Grausamkeit funkelten.

In diesem Augenblick aber trat plötzlich eine neue Person in die Hütte und Maubert, von einem gewaltigen Schlage mit dem Flintenkolben niedergeschmettert, ließ heulend die Chevrette fahren.

Lord Helmuth, der erschreckt aufgesprungen war, sah Hektor von Mauséjour sich gegenüber.

Chevrette war mit verbrannten Füßen in den äußersten Winkel der Hütte geflüchtet.

„Sie sind ein feiger Schurke!" sagte Hektor, indem er, bleich vor Zorn, Lord Helmuth mit den Augen maß.

Lord Helmuth hatte seinen stoischen Gleichmuth schnell wieder gewonnen. Daß Hektor sich zu so ungewohnter Stunde im Walde befand, brauchte nicht aufzufallen, da er als großer Jagdfreund bekannt war. Auch lag es nahe, daß das Schreien des gemarterten Mädchens ihn herbeigezogen habe. Gleichwohl empfand Lord Helmuth in diesem Augenblick ein so lebhaftes Gefühl der Abneigung und des Hasses, daß es ihm plötzlich einkam, Hektor müsse auch derjenige sein, an welchen der Brief gerichtet worden.

Da Hektor ihm eine schwere Beleidigung entgegengeschleudert hatte, so erwiederte er mit seinem gewöhnlichen Phlegma:

„Ich glaube, mein Herr, Sie haben mich insultirt."

„Ich bleibe bei meinen Worten stehen," erwiderte Hektor. „Ein Mensch, der es zuläßt, daß ein Kind von einem Schurken gemartert wird, ist ein Feigling."

Lord Helmuth erhob die Rechte, in welcher er die Jagdpeitsche hielt. Hektor entriß ihm die Peitsche und warf sie weit von sich.

„Sie wissen, daß Sie von mir Genugthuung verlangen können.“

„Ich hoffe sie zu erhalten,“ sagte der Engländer, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, hinter der sich rasende Wuth verbarg.

„Ich werde morgen Ihre Sekundanten erwarten,“ erwiderte der junge Mann. Dann wandte er sich zu Maubert, der inzwischen heulend vor Schmerz sich damit beschäftigt hatte, das Blut von seiner Stirn zu wischen. „Was Dich betrifft, so kennst Du mich. Unterstehst Du Dich noch einmal, diesen Jungen anzurühren, so hast Du es mit mir zu thun.“

Maubert unterbrach sein Gestöhn. „Hätte ich gewußt, daß Sie mich so behandeln würden,“ sagte er, „so hätte ich Ihnen Ihren verrenkten Fuß nicht so bald in Ordnung gebracht.“

„Du bist für Deinen Dienst bezahlt,“ erwiderte Hektor, „wir sind quitt.“

In der That, wie sich der Leser aus dem Briefe an Fräulein von La Fresnaie erinnern wird, hatte der junge Mann sich den Fuß verstaucht. Maubert war am Schloß von Mauséjour vorbeigekommen, hatte Hektor mit dem verbundenen Bein, das auf einen Stuhl ausgestreckt lag, sitzen sehen, sich erkundigt, was ihm fehle und seine Dienste angeboten. Da Hektor Schmerzen fühlte, so entschloß er sich, es mit dem Quacksalber zu versuchen. Maubert hatte den kranken Fuß eine Zeit lang hin und her gedreht, gerieben und geknetet und dann zu Hektor gesagt: „Sie können Ihren Stiefel anziehen, der Fuß ist in Ordnung.“ Hektor that, wie er ihm geheißen, und konnte zu seinem Erstaunen ohne Schmerzen gehen. Maubert hatte fünf Franken bekommen, sowie ein Mittagsmahl sammt einem Glase Wein und war dann seiner Wege gegangen.

Hektor von Mauséjour war nach dieser wunderbar schnellen Heilung sogleich von heftiger Sehnsucht ergriffen worden, aus der Ferne die Thürme von La Fresnaie

und ein gewisses Fenster im ersten Stockwerk zu sehen, durch welches zuweilen noch spät in der Nacht eine Lampe schimmerte. Als er nun den Forst durchschritt, hatte er das Geschrei der Chevrette gehört. Jetzt, nachdem er Lord Helmuth und Maubert abgefertigt, wandte er sich zu jener und sagte: „Komme mit, mein Junge! Wenn Du nicht gehen kannst, werde ich Dich tragen.“

In der That nahm er sie auf den Arm und verließ die Hütte.

„Ha, dieser Mensch!“ murmelte Lord Helmuth zwischen den Zähnen. „Mich verlangt nach seinem Blute.“

„Und mich nicht minder,“ sagte Maubert, der noch immer mit seiner Wunde zu thun hatte.

„Ich werde ihn tödten,“ sagte Lord Helmuth.

„Hm!“ warf Maubert ein, „es giebt vielleicht Mittel, ihm mehr wehe zu thun, als wenn man ihn umbringt.“

„Was willst Du damit sagen?“ frug Lord Helmuth.

„Ich weiß, was ich weiß, Herr Mylord,“ sagte Maubert, in dessen Augen teuflische Bosheit funkelte.

„Nun, sage, was Du weißt!“

„Antworten Sie mir,“ erwiederte der Lahme, „sind Sie nicht heute nach La Fresnaie gegangen?“

„Ja.“

„Sollten Sie nicht in Fräulein Bertha verliebt sein, Herr Mylord?“

„Was geht das Dich an?“

„Nun, wenn ich das wüßte, dann könnte ich Ihnen hübsche Dinge erzählen.“

„Von wem?“

„Erstlich von ihr.“

„Und dann?“

„Von Herrn Hektor.“

Lord Helmuth fühlte die grimmigste Eifersucht in seinem Herzen brennen.

„Wenn Du mir Alles sagst, so ist Dein Glück gemacht.“

„Was geben Sie mir?“

„Was Du verlangst.“

„Nun wohl, ich verlange zweitausend Franken.“

„Du sollst sie haben, wenn ich mich an diesem Menschen rächen kann,“ sagte Lord Helmuth mit verbissener Wuth.

Was mochte wohl zwischen Maubert dem Lahmen und Lord Helmuth verabredet sein? Es war fast heller Tag, als sie sich trennten. Lord Helmuth kehrte zu Fuß in seine Wohnung zurück, die drei Meilen von dort entfernt war.

Neuhaus, die Wohnung des Lord Helmuth, trug seinen Namen mit Recht. Es war ein ganz modernes Wohnhaus im englischen Styl, aus Ziegeln und Sandstein erbaut. Der Vater des jungen Lords hatte es mit allem britischen Comfort ausstatten lassen. Das Hauptgebäude war ausgedehnt, jedoch nur einstöckig, mit einem ziemlich hohen Erdgeschoß. Die Wirthschaftsgebäude, die Pferde- und Hundeställe waren vom Herrenhause durch einen mit Epheu, Geisblatt und wildem Wein dicht überwachsenen Laubengang getrennt.

Jeder Gutsherr in der Sologne, ob reich, ob arm, treibt Nutzwirthschaft. Der eine legt sich auf die Viehzucht, der andere auf den Ackerbau, ein dritter auf Forstwirthschaft und Ausbeutung der Wälder. Die Letzteren lassen sich mit großen Kosten aus den Departements der Pyrenäen Leute kommen, welche man Harzer nennt. Der Harzer oder Harzeinsammler ist ein Mann, der es versteht, mit weiser Oekonomie das Harz der Nadelhölzer je nach ihrem Alter und nach ihrem Werthe einzusammeln.

Eine solche Art von Förster hatte auch Lord Helmuth. Er hieß Caraval, war vor fünf Jahren mit Frau und Tochter angekommen. Die Frau war dem Fieber erlegen, die Tochter dagegen

inmitten des elenden, ungesunden Landstrichs der Sologne so groß und schön geworden, als wäre sie unter dem glühenden und ewig heiteren Himmel ihrer Heimath aufgewachsen. Sie hieß Johanna. Caraval war ein kleiner Mann von 42 Jahren, braun, hager, muskulös, der ächte Typus eines Basken oder Spaniers. Johanna war ein ausnehmend schönes Mädchen von der Art, wie man sie zuweilen auf den Promenaden von Bordeaux oder Bayonne des Abends spazieren sieht, mit dunkelblauen Augen, tiefschwarzem, bläulich schimmerndem Haar und purpurrothen Lippen. Der kühne Schnitt ihres Gesichts, ihre feingezeichnete Nase, ihr weicher und biegsamer Gang und all die andern Reize, die wir geschildert, rechtfertigten es, daß man sie in der ganzen Umgegend nur „das schöne Baskenmädchen" nannte, und Lord Helmuth war ohne Zweifel derselben Meinung, denn man erzählte sich leise, daß Caraval, ein habgieriger und gewissenloser Mensch, bei manchen Dingen weislich ein Auge zugedrückt habe.

Neuhaus lag übrigens, wie alle großen Güter der Sologne, vollkommen abgeschlossen. Die Gerüchte über die Vertraulichkeit, die zwischen Lord Helmuth und der Tochter seines Försters bestand, waren über den nächsten Umkreis nicht hinausgedrungen. Auch konnte Niemand behaupten, daß diese Gerüchte begründet seien. Das Wohnhaus des Försters lag vom Hauptgebäude getrennt, am Eingang des Waldes. Wenn das Gerede der Leute wahr sein sollte, so mußte der Förster jedenfalls um die Sache wissen.

Als Lord Helmuth heute in den Schloßhof eintrat, fand er Johanna vor der Thür sitzen. Das junge Mädchen war bleich und ihre tiefliegenden Augen zeigten, daß sie eine schlaflose Nacht zugebracht. Als sie Lord Helmuth erblickte, sprang sie auf und ging ihm rasch entgegen.

„Was ist Ihnen begegnet?" sagte sie.

„Ich habe mich verspätet," erwiderte er nicht ohne Zögern.

Sie sah ihn mit durchdringenden Blicken an.

„Sie haben die Piqueurs und die Hunde nach Hause geschickt und Ihr Pferd ist eine Stunde später allein angekommen."

„Ganz richtig," sagte Lord Helmuth.

„Wo waren Sie denn?" rief sie und ein gebieterischer Ton, der wahrlich nicht einer Dienerin angehörte, klang aus den Worten des jungen Mädchens.

„Ich war auf dem Anstand auf Wildsauen," antwortete Lord Helmuth.

„Sie lügen!" Und Johanna sah Lord Helmuth mit einem so kühnen und beherrschenden Blicke an, daß er die Augen niederschlug. „Ich meine," setzte sie ironisch hinzu, „Sie gehen nicht mit einem Jagdmesser und einer Peitsche bewaffnet auf den Anstand."

Die herrische Natur des Lords, die für einen Augenblick sich gebeugt hatte, trat wieder hervor.

„Ich habe Dir keine Rechenschaft zu geben," sagte er, „woher ich komme."

„Und wenn ich es nun wissen will?"

Zum zweiten Mal schlug der Engländer die Augen nieder vor diesen funkelnden Blicken, doch erwiderte er nichts, er wollte sich sogar entfernen.

Johanna hielt ihn zurück, indem sie ihre schmale und doch kräftige Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte.

„Was willst Du?" sagte er, indem er stehen blieb.

„Ich will, daß Du mir die Wahrheit sagst, William." Die eben noch so befehlerische Stimme hatte jetzt einen zärtlichen Klang.

Lord Helmuth erzitterte vom Scheitel bis zur Zehe und eine Wolke flog über seine Stirn.

Johanna fuhr fort: „Du bist im Schlosse La Fresnaie gewesen, William?"

„Gewiß," antwortete er. „Aber ist es denn zum ersten Mal? Gehe ich nicht zuweilen mit dem Grafen auf die Jagd."

„Ja. Gestern aber Du bist nicht hingegangen, um zu jagen."

Lord Helmuth zuckte mit den Schultern.

„Nein, nicht um zu jagen!" wiederholte sie in wildem Tone.

Lord Helmuth hätte viel darum gegeben, hätte er sich ungehindert in sein Zimmer zurückziehen können, doch Johanna besaß Gewalt über ihn.

„William," sagte sie, „Du warst in La Fresnaie, um die Hand des Fräulein Bertha zu verlangen."

Lord Helmuth fuhr auf.

„Lügen Sie nur nicht wieder," sagte Johanna mit bitterm ironischen Tone.

„Nun," sagte der Engländer, der sein gewöhnliches Phlegma wieder gewann, „was weiter?"

„Sie lieben das Fräulein."

„Nein," sagte Lord Helmuth, „Du weißt das Gegentheil; doch muß ich mich verheirathen."

„Wirklich?" sagte sie höhnisch.

„Und Du weißt, daß ich Dich nicht zum Weibe nehmen will."

Sie warf die Oberlippe verächtlich auf.

„Ich habe nicht daran gedacht," sagte sie, „und doch, wenn ich nur gewollt hätte . . . . . Aber ich kenne Sie, Sie sind ebenso feig und grausam wie hochmüthig."

Lord Helmuth erblaßte.

„Ich hätte den Namen, den Sie mir gegeben, theuer bezahlen müssen," fuhr Johanna fort.

Lord Helmuth zuckte mit den Schultern. „Nun," sagte er, was geht es Dich an, wenn ich mich verheirathe?"

„Wenn Sie ein Weib nehmen wollen," fuhr Johanna fort, „so gehen Sie nach England in Ihr Vaterland, heirathen Sie irgend eine lange rothhaarige Hopfenstange, die recht reich sein mag, aber Fräulein von La Fresnaie? — das leide ich nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil sie schön ist; ich würde eifersüchtig sein."

Die letzten Worte sprach sie mit so entschlossenem Tone, daß Lord Helmuth todtenbleich wurde.

„Nun," sagte sie zum Schluß, „Sie kennen jetzt meinen Willen, nehmen Sie sich in Acht!"

Und stolz wandte sie ihm den Rücken.

Einen Augenblick blieb Lord Helmuth unbeweglich stehen, von dem stummen Ingrimm verzehrt, der ihm eigen war. Dann entfernte er sich mit schnellen Schritten und trat in das Schloß.

Obwohl er die Nacht kein Auge zugethan, fiel es ihm doch nicht ein, sich zu Bett zu legen. Er schloß sich in seinem Zimmer ein, setzte sich vor einen Tisch und versank in düsteres Nachdenken. Indeß nicht die Worte Johanna's, des schönen Baskenmädchens, beschäftigten ihn. „Die werde ich schon zur Unterwürfigkeit und zum Stillschweigen zu bringen wissen und wenn sie widersteht, so zerbreche ich sie wie ein Schilfrohr," hatte er zu sich gesagt und dann nicht weiter an sie gedacht. Nein, was ihn beschäftigte, das war seine Unterhaltung mit Maubert dem Lahmen.

Er hatte seltsame Dinge erfahren. Maubert hatte ihn versichert, daß Fräulein von La Fresnaie einen Liebhaber habe, daß dieser Liebhaber Hektor von Mauséjour sei und daß ein Pfand dieser Liebe existire, von dem Niemand Etwas wisse.

„Gehen Sie nach St. Florentin," hatte er zu Lord Helmuth gesagt, „zu dem Doktor Rousselle, da werden Sie ein kleines zwei Jahr altes Mädchen finden, das schon tüchtig im Garten herumspringt. Das Kind ist dem Fräulein von La Fresnaie wie aus den Augen geschnitten." Diese Worte hatten den jungen Engländer in wilde Verwirrung gebracht. Von dem Augenblick an, in welchen Bertha ihn mit Verachtung von sich gewiesen, liebte er sie wirklich. Einige Stunden vorher sah er in seiner Verbindung mit ihr nur eine Convenienz-Heirath; nun aber liebte er sie in der That, denn Liebe und Haß sahen sich in diesem Mann zum Verwechseln ähnlich. Fräulein von La Fresnaie, die sich eines Fehltritts schuldig gemacht, erschien ihm ebenso liebenswürdig als hassenswerth. Er sann auf irgend eine furchtbare Rache, deren Ausgangspunkt in der Jahrhunderte alten Feindseligkeit der Familien Mauséjour und La Fresnaie liegen sollte.

Er mußte wohl zu einer Lösung gelangt sein, denn nach einer Stunde tiefen Nachdenkens griff er nach einem Glockenzuge und schellte.

Der Kammerdiener trat ein.

„Lasse mir ein Pferd satteln," befahl der Lord, und während sein Befehl ausgeführt wurde, murmelte er vor sich hin: „Ich werde ja sehen, ob Maubert die Wahrheit gesagt hat. Herr von Mauséjour wird wohl heute den ganzen Tag meine Sekundanten erwarte n,aber ich werde wirklich keine Zeit haben, sie ihm zuzuschicken."

Er kleidete sich um, stieg in den Hof hinab und ritt davon. Als er am Försterhäuschen vorüberkam, klopfte ihm das Herz gewaltig, denn er fürchtete, Johanna wieder zu begegnen. Sie war aber nicht mehr da und das Haus war geschlossen. Er setzte seinen Weg durch den Wald fort und kam an das Thor der Verzäunung. Hier hielt er plötzlich an, denn Johanna trat ihm entgegen.

Sie legte keck die Hand an den Zügel des Pferdes und sagte: „William, Sie reiten nach La Fresnaie!“

„Nein,“ erwiderte er.

„Wohin denn sonst?“

„Was geht es Dich an?“

„Ich will, ich muß es wissen.“

„Nun ich reite nach St. Florentin.“

„William, höre wohl zu, was ich Dir sage. Wenn Du noch einmal nach La Fresnaie gehst, so wird es Dein Unglück sein.“

Mit diesen Worten ließ sie den Zügel fahren und trat bei Seite. Achselzuckend ritt Lord Helmuth seines Weges.

Kehren wir zu Fräulein von La Fresnaie zurück.

Bertha war, ohne etwas von dem traurigen Geschick zu ahnen, welches Chevrette treffen sollte, in das Schloß zurückgekehrt. Sie war dicht an Lord Helmuth vorübergegangen, ohne ihn zu bemerken. Alles schlief, als sie zu Hause ankam, nur die alte Amme erwartete das Fräulein mit ängstlicher Ungeduld.

„Nun, mein Kind,“ sagte sie, „hat er sich entschlossen, Deiner Hand zu entsagen?“

„Nein,“ erwiderte Bertha, „der Elende hat sich geweigert. Er sagte, er liebe mich, es läge ihm wenig daran, ob ich ihn wieder liebe, und er würde mich heirathen, wenn mein Vater seine Einwilligung gäbe. Aber,“ fügte sie hinzu, „mein Vater wird nicht einwilligen.“

Die Amme schüttelte den Kopf. „Armes Kind,“ sagte sie, „wenn Du wüßtest . . .“

„Was denn?“

„Der Graf glaubt seine Ehre im Spiele.“

„Und Du meinst, er würde mich wider meinen Willen

verheirathen? O, Du kennst meinen Vater nicht! Er ist gut und liebt mich!"

„Das weiß ich," erwiderte die Amme, „aber ich weiß auch, was ich kurz vor Deiner Rückkehr gehört habe. Ich bin schon zu lange hier im Hause, als daß Herr von La Fresnaie sich vor mir in Acht nähme. Vorhin, als ich in den Salon trat, um etwas in Ordnung zu bringen, sagte Dein Vater: Mylord, noch vor acht Tagen hätte ich Ihnen die Hand meiner Tochter abgeschlagen; der Name Lord Helmuth war für mich bedeutungslos, denn ich wußte nicht, daß Sie ein Abkömmling des Baronet Sir Duncan sind; jetzt aber bin ich der Bittende und ich bitte Sie, meiner Tochter und mir zu erlauben, daß wir eine dreihundertjährige Schuld abtragen."

„Wer ist der Baronet Sir Duncan? sagte Bertha.

„Das weiß ich nicht," erwiderte die Amme, aber ich stelle mir vor, daß es sich auf den Haß der beiden Familien La Fresnaie und Mauséjour bezieht."

Bertha erschrak. „O!" sagte sie plötzlich mit einem Tone, aus welchem eine fast wilde Entschlossenheit klang, „morgen endlich muß mir mein Vater das Geheimniß dieses unversöhnlichen Hasses enthüllen. Gehe zur Ruhe, Amme, laß mich allein. Ich bin nur ein Weib, aber auch in meinen Adern rollt das unbezähmbare Blut meines Geschlechts, und ich verstehe es, einen Willen zu haben." — —

Am nächsten Morgen um acht Uhr saß Herr von La Fresnaie auf einer Rasenbank am Eingange des Gartens und las die Zeitungen, als Bertha an ihn herantrat. Sie trug nicht wie gewöhnlich ihre Jagdkleidung, hatte auch ihr Gewehr nicht bei sich; diesmal war sie vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet; sie sah etwas bleich, fast feierlich, aber ruhig und entschlossen aus.

„Lieber Vater," sagte sie, als der Graf sie zum Morgen-

gruße auf die Stirn geküßt hatte, „ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Warum, mein Kind?“

„Ich habe an Lord Helmuth gedacht und an das Versprechen, das Du ihm gegeben.“

„Wenn Du meine Beweggründe erfahren wirst,“ sagte der Graf, „wirst Du sagen, daß ich recht und weise gehandelt.“

„Mein lieber Vater,“ fuhr das junge Mädchen fort, „ich bin kein Kind mehr und ich bin die letzte der La Fresnaie's.“

„Nun?“

„Nun, ehe ich mich verheirathe,“ fuhr Bertha fort, „muß ich Alles wissen; ich muß nicht allein die Güter meiner Ahnen, sondern auch ihren Haß erben.“

Der Graf sprang erschreckt auf.

„Mein Vater,“ schloß Bertha mit ruhiger Stimme, „ich will wissen, weshalb die La Fresnaies die Herren von Mausé-jour tödtlich hassen.“

Nach kurzer Ueberlegung erwiderte der Graf: „Mein Kind, Du hast Recht. Es ist Zeit, daß Du endlich erfährst, welcher Abgrund voll Blut und Schande unsere beiden Familien trennt; denn unser Haß darf nicht untergehen.“ Und eine wilde Wuth leuchtete aus seinen Augen.

„Mein Kind,“ fuhr er fort, „der Augenblick muß wohl ein feierlicher sein, in welchem ich mich entschließe, Dir diese Aufklärung zu geben, denn meine Erzählung paßt nicht so ganz für die Ohren eines jungen Mädchens.“

„Sprich, mein Vater,“ sagte Bertha, „ich werde Alles anhören können.“

„Unser Haß reicht zurück bis in die Zeit des Königs Ludwig XIII. und zwar bis zur Belagerung der Burg St. Ermel durch die Spanier. Die Besatzung hielt sich tapfer, sie war noch für drei Monate mit Lebensmitteln versehen und erwartete

jeden Augenblick ihren Entsatz durch das französische Heer. Zwei französische Edelleute, die stets Waffenbrüder gewesen waren, theilten das Commando des Platzes; der eine war der Sire von La Fresnaie, der andere der Sire von Mauredin auf Mauséjour. Sie waren Landsleute, sie waren sogar zusammen erzogen. La Fresnaie hätte für Mauséjour seinen letzten Blutstropfen hingegeben und hatte Ursache anzunehmen, daß dieser für ihn das Gleiche thun würde.

„Unter den Vertheidigern von St. Ermel befand sich auch ein Schotte, Sir Duncan, ein junger Edelmann, der, müde der Nebel seines Vaterlandes und der religiösen Streitigkeiten, die dort herrschten, in den Dienst des Königs von Frankreich getreten war. Sir Duncan war mit La Fresnaie ebenso wie mit Mauséjour befreundet.

„La Fresnaie war verheirathet, er besaß eine schöne, junge Frau; Mauséjour hatte noch nicht daran gedacht, eine Lebensgefährtin zu wählen.

„Einst zur Nachtzeit waren beide Waffenbrüder, nachdem sie die Runde um die Wälle gemacht, die Wachen angerufen und alle Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines Ueberfalls getroffen hatten, in ihre Wohnungen zurückgekehrt. La Fresnaie schlief, als ein sonderbares Geräusch ihn weckte. Es schien, als zittre der Fußboden unter ihm und als würde der Fels, der die Festung trug, mit Hammerschlägen durchbrochen. Anfänglich glaubte er, es wäre das Meer, welches donnernd an den Fuß der Klippe schlägt. Er war schon nahe daran, wieder einzuschlafen, als die Thür hastig aufgerissen wurde; Sir Duncan, halb bekleidet, mit dem Degen in der Hand, trat ein und schrie: „„Verrath! Verrath! Die Spanier stürmen! Man hat ihnen das eiserne Thor übergeben! In einer Stunde sind wir Alle verloren!““

„Da merkte La Fresnaie auch, daß sein junges Weib nicht zugegen sei. Was war aus ihr geworden?

„Sir Duncan begann von Neuem: „„Mauséjour hat den Platz verrathen und Eure Frau entführt.““

„Mein Urahne stieß einen Schrei der Wuth aus, stürzte nach seinem Schwerte und wollte dem Feinde entgegen; indeß ein Büchsenschuß fiel aus dem Corridor, als er die Schwelle des Zimmers überschreiten wollte, und warf ihn blutend nieder. Der Schuß war nicht tödtlich, und als der Graf aus langer Ohnmacht erwachte, befand er sich in einem Gefängniß. Die Spanier hatten sich der Burg bemächtigt und den unglücklichen Commandanten in ein Burgverließ geworfen.

„Es waren schreckliche Stunden, die La Fresnaie verlebte. Seine Frau entführt, sein Freund zum Verräther geworden, der feste Platz dem Feinde übergeben . . . . . was blieb ihm anderes als der Tod? Er hätte sich den Schädel an der Wand seines Gefängnisses einrennen mögen.

„Aber wiederum vernahm er ein Geräusch, wie am Abend vorher, senkrecht unter seinen Füßen. Der Boden wankte, und es entstand eine weite Oeffnung, durch welche Sir Duncan auftauchte. „„Ich komme Euch zu retten,““ sagte er. „„Der Gang, welchen ich durch den Felsen habe arbeiten lassen, führt nach dem Meere hinaus, die Nacht ist dunkel und die Spanier haben in ihrer Siegestrunkenheit nicht gesehen, wie ein Boot sich dem Strande näherte; das Boot erwartet uns. Laßt uns fliehen.““

„„Ich bin entehrt,““ erwiderte La Fresnaie, „„laßt mich sterben.““

„„So wollt Ihr ohne Rache sterben?““

„Dies Wort elektrisirte La Fresnaie. „„Ihr habt Recht,““ sagte er und folgte Sir Duncan.

„Jahre lang durchzog er die Welt, ohne den Sire von Mauséjour treffen zu können, selbst ohne zu erfahren, wo der

Ungetreue sich befand. Endlich eines Abends standen sich in einer Straße von Paris die beiden alten Waffenbrüder unerwartet gegenüber. Keiner sprach ein Wort. Sie stürzten sich aufeinander mit dem Degen in der Faust. Die schlechte Sache siegte, La Fresnaie fiel im Zweikampf, aber er hinterließ einen Bruder, der zwei Jahre später ihn rächte, indem er Mauséjour tödtete.

„Von da an, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht, haben die La Fresnaie's und die Mauséjour's mit verschiedenem Glücke eine endlose Reihe von Duellen ausgefochten. Erst im Jahre 1789 geschah es, daß die Revolution meinen Großvater und den Urgroßvater der gegenwärtig lebenden Mauséjours in ein und demselben Gefängnisse zusammenführte; sie unterstützten sich gegenseitig bei der Flucht aus dem Gefängnisse, ohne sich indeß zu versöhnen.

„Seitdem haben die Duelle aufgehört. Wir fordern uns nicht mehr heraus, aber wir fahren fort, uns zu hassen." —

Bertha hatte die lange Erzählung ihres Vaters, ohne ein Wort zu äußern, angehört. „Ist das Alles?" sagte sie.

„Nein," erwiderte der Graf, „Lord Helmuth, Dein Bräutigam, ist der letzte Abkömmling des Sir Duncan. Begreifst Du jetzt, warum ich darauf halte, die Schuld der Dankbarkeit meines Urahnen abzutragen?"

„Ja," sagte Bertha.

„Du wirst also Lady Helmuth werden?"

„Nein, mein Vater," erwiederte kalt Bertha von La Fresnaie, und als der Graf lebhaft aufsprang und einen Schritt zurücktrat, seine Tochter mit zornigen Blicken messend, fügte sie hinzu: „Lieber wollte ich tausendmal sterben!" — —

Einige Stunden nach dieser Auseinandersetzung, die zwischen Vater und Tochter stattgefunden und die nur dazu geführt hatte, den Grafen in den höchsten Zorn zu versetzen und Bertha die

Gelegenheit zu einer entschiedenen Weigerung zu geben, ließ sich der Trab eines Pferdes in der Hauptallee des Parkes hören. Der Graf von La Fresnaie trat an das Fenster und Zorn und Schmerz wallten in ihm auf; er erkannte Lord Helmuth.

Der junge Engländer, der aus St. Florentin kam, hatte seine gewöhnliche Ruhe wieder gefunden. Wer jedoch sein Gesicht aufmerksam geprüft hätte, würde eine düstere Gluth in seinem Blicke und ein boshaftes Lächeln um seine Lippen bemerkt haben.

Der Graf war dem Lord entgegengegangen. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Ich war im Begriff, Ihnen zu schreiben."

„So?" sagte der Engländer phlegmatisch.

„Ich habe mit meiner Tochter gesprochen."

„So?"

„Ich habe sogar eine heftige Auseinandersetzung mit ihr gehabt."

„Und sie weigert sich?" sagte Lord Helmuth, immer ruhig.

„O!" rief der Graf, „sie wird sich nicht dauernd gegen meine Autorität auflehnen."

Das Lächeln, das um Lord Helmuth's Lippen spielte, nahm einen noch boshafteren Ausdruck an.

„Lieber Schwiegervater!" sagte er. „Erlauben Sie mir, Ihnen diesen Namen im Voraus zu geben?"

„Ja, ja, recht gern!" sagte der Graf.

„Lieber Schwiegervater," fuhr Lord Helmuth fort, „ich wette, was Sie wollen: wenn ich eine Stunde mit Fräulein Bertha gesprochen haben werde, werden wir die besten Freunde von der Welt sein."

„Glauben Sie?"

„Und sie wird entzückt davon sein, meine Gemahlin zu werden."

„Was wollen Sie ihr denn sagen?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Nun, das verstehe der Himmel!“ sagte der Graf seufzend. „Jedenfalls aber werden Sie in diesem Fall meine Tochter hier erwarten müssen, denn sie ist wie gewöhnlich auf die Jagd gegangen.“

„Ich werde warten,“ sagte Lord Helmuth.

In der That war Bertha in der Hoffnung, entweder Hektor oder Chevrette im Walde zu treffen, alsbald nach dem Gespräch mit ihrem Vater in den Wald gegangen. Zuvor hatte sie folgendes Briefchen geschrieben und zu sich gesteckt:

„Mein lieber Freund!

„Endlich kenne ich das Geheimniß des Hasses der La Fresnaie's gegen die Mauséjour's. Die Geschichte klingt so unglaublich, daß ich überzeugt bin, die Ueberlieferung Deiner Familie weicht von der unsrigen durchaus ab. Ein gewisser Sir Duncan spielt eine Rolle darin, und wenn ich meiner Ahnung glauben darf, so ist dies ein Verräther. Es ist unumgänglich nothwendig, daß Du von Deiner Mutter Dir das Geheimniß gleichfalls endlich mittheilen lässest, um es mir dann auf's Genaueste zu schreiben. Den Grund wirst Du morgen erfahren.

Bertha.“

Diesen Brief legte sie in die Höhlung des Baumes, denn sie hatte weder Hektor noch Chevrette getroffen. Letztere litt entsetzliche Schmerzen durch die Brandwunden an ihren Füßen; Hektor erwartete die Sekundanten des Lord Helmuth, indeß vergeblich. —

Erst in später Nacht kehrte Bertha nach Hause zurück, denn sie bedurfte der Einsamkeit und der freien Luft. An der Gitterthür des Parkes trat ihr plötzlich ein Mann entgegen, Lord Helmuth.

„Schon wieder Sie?“ rief sie aus.

„Ja, mein Fräulein,“ sagte er, „ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Und ich habe nichts mit Ihnen zu sprechen,“ rief Bertha und wollte ihren Weg fortsetzen.

Lord Helmuth war keck genug, sie am Arm zu fassen. „Fräulein von La Fresnaie,“ sagte er in spöttischem Tone, „ich komme aus St. Florentin und habe dort den Herrn Doctor Rousselle consultirt.“

Bertha erbleichte und griff instinktmäßig nach ihrem Gewehr, indem sie zugleich einen Schritt zurücksprang, denn so tapfer man auch sein mag, der Anblick eines giftigen Gewürms versetzt immer in eine gewisse Aufregung.

„Sie begreifen also, mein Fräulein,“ fuhr Lord Helmuth fort, „daß Sie mich anhören müssen!“

Ihre Hand spielte noch immer am Büchsenschloß.

„Pah,“ sagte er, „ich fürchte nicht, daß Sie mich umbringen! Beruhigen Sie sich und hören Sie mich an.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte Fräulein von La Fresnaie mit aufgeregter aber fester Stimme.

„Ich bin ein Engländer, ich habe Shakespeare gelesen,“ sagte kalt Lord Helmuth.

„Nun? was soll das?“

„Ich erinnere mich des Stückes Romeo und Julia.“

„Er weiß Alles!“ sagte Bertha zu sich und es war ihr, als müsse sie vor Scham und Entrüstung zugleich sterben.

„Die Väter hassen sich, die Kinder lieben sich!“ fuhr Lord Helmuth fort.

„Was geht das Sie an?“ rief Bertha drohend.

Gleichmüthig fuhr Lord Helmuth fort: „Gewisse französische Vorurtheile sind mir fremd, und wenn ein Mädchen mir gefällt, so ist es mir gleichgültig, was vorher vorgegangen ist. Wenn

ihr Name und ihr Vermögen meinem Namen und meinem Vermögen ebenbürtig sind . . .“

Doch er vollendete nicht und stieß einen Schrei der Wuth aus, denn Bertha, deren Hand an ein Weidengestrüpp streifte, hatte einen Zweig abgebrochen und mit demselben dem Lord einen Schlag ins Gesicht versetzt. „Sie sind ein Schurke!“ rief sie.

Lord Helmuth schien in der ersten Aufregung zu vergessen, daß er ein Weib vor sich habe, und wollte sich auf sie stürzen. Sie trat einen Schritt weiter zurück und legte entschlossen ihr Gewehr an. „Elender,“ rief sie aus, „noch einen Schritt vorwärts, und ich tödte Sie!“

Lord Helmuth prallte zurück. „Sie werden nicht immer triumphiren!“ rief er ihr zu. „Diese Beleidigung werde ich hinunterwürgen; aber hören Sie wohl, was ich Ihnen sage: dieses Zwiegespräch ist das letzte vor unserer Vermählung.“

Sie sah ihn verächtlich an, ohne ihn jedoch aus der Fassung zu bringen.

„Ich erwarte morgen einen Brief von Ihnen mit dem lakonischen Inhalt: Kommen Sie! Und wenn ich diesen Brief binnen vierundzwanzig Stunden nicht habe,“ fuhr er fort, „so werde ich im Schlosse erscheinen, das Kind Hektors von Mauséjour an der Hand.“

Dann entfernte er sich mit einem häßlichen Lachen und Fräulein von La Fresnaie sah ihn bald zwischen den Tannen verschwinden. — — — —

Ein Sturm tobte in Lord Helmuths Herzen. Er hatte vor einer Stunde das Schloß verlassen, indem er angab, er verzichte für heute auf die Ehre, Fräulein von La Fresnaie zu sehen. Aber nachdem er sein Pferd im Dickicht an einen Baum gebunden, war er in den Park gegangen, um dort das junge Mädchen zu erwarten.

Nun kehrte er an die Stelle zurück, wo er sein Pferd ge-

lassen, band es los und war im Begriff aufzusteigen, als er den Schritt eines Menschen hörte. Sich umwendend erkannte er Maubert den Lahmen.

„Sie kommen ja recht spät aus St. Florentin, Herr Mylord?“ sagte Maubert.

„Ich bin über La Fresnaie zurückgekommen.“

„Na!“ kicherte der Lahme, „habe ich gelogen?“

„Nein.“

„So werde ich also mein Geld bekommen?“

„Ja, wenn Alles abgemacht sein wird.“

„Sie sind ein wackerer Mann, Herr Mylord, und es ist ein Vergnügen, mit Ihnen Geschäfte zu haben. Wollen Sie nach Neuhaus?

„Gewiß.“

„Werden Sie die Landstraße einschlagen?“

„Nein,“ sagte Lord Helmuth, „ich will über die Alte Scheune reiten.“ Es war dies eine verlassene Meierei, und ein schmaler Pfad, der sich zwischen den Bäumen durchschlängelte, führte dort vorbei zum Schlosse des Engländers.

„Ich möchte Ihnen das nicht rathen.“

„Warum?“

„Der Weg ist nicht gut.“

„Mein Pferd kennt ihn vortrefflich.“

„Es könnte Ihnen auch etwas begegnen.“

„Warum nicht gar?“

„Das Jahr war schlecht, das Brod ist theuer; so mancher hat keinen Bissen zu essen. Man kann nicht wissen . . .“

„Pah,“ sagte Lord Helmuth, „ich habe eine Doppelbüchse und darin zwei Kugeln für nächtliche Vagabunden!“

Er gab seinem Pferde die Sporen und schlug im Galopp den Nebenpfad ein.

„Ich glaube, es wird ihm leid thun," sprach Maubert bei sich und wandte sich nach einer anderen Richtung.

Lord Helmuth war seit einer Stunde galoppirt und nur noch eine Meile von seiner Wohnung entfernt, als er sich genöthigt sah, sein Pferd Trab gehen zu lassen, um halb gebückt ein Weißdorn=Dickicht zu durchreiten. Der Mond war verschwunden, die Nacht dunkel geworden; Mauberts Worte fielen ihm plötzlich wieder ein.

„In der That, das ist ein unheimlicher Ort," sagte er und gab seinem Pferde die Sporen.

Plötzlich aber leuchtete sechs Schritte vor ihm ein Blitz auf, ein Knall folgte, und Lord Helmuth, von einer Kugel mitten in die Brust getroffen, glitt lautlos vom Sattel auf den Rasen nieder.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als über das unebene Pflaster von St. Florentin die Räder des kleinen Korbwagens des Doktor Rousselle rasselten.

Mit der Zeit hatte Doktor Rousselle eine große Praxis bekommen. Nicht allein wußte man zehn Meilen in der Runde allgemein: in St. Florentin wohnt ein sehr tüchtiger Arzt, sondern auch: dieser Arzt ist ein braver Mann, der arme Leute umsonst kurirt und ihnen sogar zum Ankauf der Arzeneien Geld schenkt. Zum Studium hatte er jetzt wenig Zeit, die Theorie mußte der Praxis weichen. An Stelle seines Kleppers, auf dem er früher seine Landtouren ausführte, waren jetzt drei kräftige Pferde getreten, welche abwechselnd seinen kleinen Korbwagen nach allen Himmelsrichtungen von St. Florentin in die umliegenden Dörfer zogen.

Oft genug fuhr der Doktor des Morgens schon um vier Uhr aus und kehrte erst spät zurück; so auch heute. Seine alte Magd war längst gestorben, er hatte seitdem eine andere ange=

nommen, ein kräftiges Landmädchen, das, wie man sich erzählte, das Opfer eines treulosen Verführers geworden war. Eines Morgens, so hieß es, sei sie mit einem kleinen Mädchen an der Brust in St. Florentin erschienen und der Doktor Rousselle habe sie und ihr Kind bei sich aufgenommen. Doch war der gute Ruf des Mannes zu wohl begründet, als das man ihn in irgend einem Verdacht gehabt hätte, und als die Gemüther sich beruhigt hatten, rechnete man dem Doktor Rousselle auch diese That als einen Akt christlicher Mildthätigkeit an. Eines aber wußte man nicht, daß nämlich das Kind der Bäuerin, die übrigens nicht aus der Gegend war, bei der Geburt gestorben und daß das kleine Mädchen, welches sie nährte, eben das in jener Nacht vom Doktor in seinem Mantel heimlich mitgebrachte Kind war.

Der Doktor stieg ab. Hanne, so hieß die Bäuerin, bereitete ihm das Abendessen; das Kind, welches in der Küche spielte, richtete sich auf, und als es den Doktor eintreten sah, streckte es ihm die Händchen entgegen und begrüßte ihn mit den Worten: „Da ist Pathe!“

„Herr Doktor,“ sagte die Magd, „ich habe Ihnen eine sonderbare Geschichte zu erzählen. Der Engländer ist hier gewesen.“

„Welcher Engländer?“

„Nun, der junge Mann, der in der Sologne bei Mothe-Beuvron wohnt.“

„Lord Helmuth?“

„Ganz recht.“

„Hat er mich consultiren wollen?“

„Er sah durchaus nicht krank aus. Er wollte mit Ihnen sprechen, sagte er, und hat eine Menge Fragen an mich gerichtet, besonders sah er die Kleine aufmerksam an.“

„Wirklich?“ fragte der Doktor, stutzig werdend.

„Er fragte mich: Ist das Euer Kind? Ich antwortete: Ja.

Da lachte er recht häßlich und ist dann fortgegangen, ohne zu sagen, daß er wiederkäme."

Der Doktor zog über diese Erzählung mehrmals die Stirn. Was wollte Lord Helmuth von ihm? Wozu beschäftigte er sich mit dem Kinde? Diese Fragen störten einigermaßen das frugale Abendessen des guten Mannes.

Er machte sich nochmals auf den Weg, um seine Patienten in der Stadt zu besuchen. Als er gegen elf Uhr heimkehrte, sah er einen Mann in Bauernkleidung am Herde in der Küche sitzen.

„Herr Doktor," sagte der Bauer sich erhebend, „ich komme aus Neuhaus, da braucht man Sie recht nöthig."

„Ist Jemand krank bei Lord Helmuth?"

„Der Herr Mylord ist selbst krank, und er wird wohl nicht wieder aufkommen."

„Was fehlt ihm denn?"

„Es ist im Walde auf ihn geschossen worden."

„Oh! Oh! wie ist das gekommen?"

„Der Bauer erzählte: Um halb zehn Uhr des Abends war das Reitpferd des jungen Lords mit fliegender Mähne, weit aufgerissenen Nüstern und allen Zeichen des Schreckens reiterlos nach Hause gekommen. Johanna, die Baskin, die Tochter des Försters, hatte gleich geschrieen: hier ist gewiß ein Unglück geschehen. Mit Hülfe von Fackeln hatte man in dem sandigen Boden des Tannenwaldes die Spuren der Pferdehufe bis zu einem Weißdorngebüsch zurück verfolgt und hatte dort den Lord in seinem Blute liegend gefunden.

Das Vertrauen auf Doktor Rousselle war so groß, daß Johanna, die Baskin, sich sofort entschlossen hatte, ihn holen zu lassen, obwohl der Arzt in La Mothe-Beuvron oder in Sauvigny einige Stunden früher zu erreichen gewesen wäre.

Der Doktor ließ sogleich anspannen. Unterwegs fragte er: „Wen hat man denn im Verdacht?"

Der Bauer antwortete: „Lord Helmuth hatte keine Feinde.“

„Hat er vielleicht gegen irgend einen Wilddieb oder Forstfrevler Klage angestellt?“

„Er hat wohl öfter über die Wilddieberei gescholten, aber er hat Niemandem den Prozeß machen lassen.“

„Dann ist es ein Raubmord?“

„Nein, seine Uhr und seine Börse fanden sich in den Taschen. — Der arme Herr!“ fügte der Bauer hinzu. „So jung und so reich, und sollte bald noch doppelt so reich werden!“

„Wie so?“ fragte der Doktor.

„Lord Helmuth war nahe daran, sich zu verheirathen.“

„Mit wem denn?“

„Mit Fräulein von La Fresnaie.“

Wäre die Nacht nicht so schwarz gewesen, so hätte der Bauer sehen können, wie der Doktor die Farbe wechselte und in die Höhe fuhr.

„Ach, das wußten Sie nicht?“ fuhr der Bauer fort. „Nun freilich, die Sache war erst seit zwei Tagen abgemacht, und auch die schöne Baskin wußte es erst zwei Tage.“

„Wer ist die schöne Baskin?“ frug der Doktor.

„Nun, die Tochter des Försters, die in Neuhaus das Regiment führt. Hat die ein Paar Augen! Herr Mylord ist eine Zeit lang in sie ganz vernarrt gewesen. Seit zwei Tagen,“ fuhr der Bauer fort, „war das arme Ding trostlos.“

Der Doktor verfiel in tiefes Nachdenken. Er hatte viel erlebt und kannte viele Geheimnisse. Vergebens fragte er sich, wie Fräulein von La Fresnaie ihre Einwilligung zu dieser Heirath hatte geben können.

Mit fieberhafter Aufregung trieb er sein Pferd zur Eile an; nach weniger als einer Stunde fuhr sein Wägelchen in den Schloßhof ein.

Man hatte den Verwundeten nicht in das Schloß gebracht,

sondern im Erdgeschoß eines Gärtnerhauses niedergelegt. Schon von der Thürschwelle aus sah der Doktor Johanna am Fuße des Bettes knieend, in Thränen aufgelöst und sich die Haare ausraufend.

Lord Helmuth lag im Wundfieber. Der Doktor trat heran, riß den Nothverband, welchen die Dienerschaft angelegt hatte, ab und sah auf den ersten Blick, daß die Wunde tödtlich war; Lord Helmuth hatte nur noch wenige Stunden zu leben.

Doktor Rousselle öffnete sein Besteck und schickte sich an, die Kugel auszuziehen, dann winkte er dem Vater des jungen Mädchens, welches fortfuhr, in herzzerreißender Weise zu jammern, und dieser trug es auf seinen Armen hinaus.

„Laßt mich allein,“ sagte der Doktor zu den Dienern.

„Herr, das Gericht wird kommen, wir haben die Sache der Polizei gemeldet.“

„Nun, wenn sie kommen, laßt sie eintreten.“

Der Doktor hoffte, sein Patient würde nach kurzer Zeit wieder zum Bewußtsein zurückkehren und einige Andeutungen geben können, die auf die Spur des Mörders führten.

Plötzlich öffneten sich die Lippen des Verwundeten und einige in der Fieberhitze gesprochene Worte drangen hervor. „Hektor! Hektor! . . . . . Rache!“ sagte Lord Helmuth.

Der Doktor erzitterte vom Kopf bis zu den Füßen, als er diesen Namen hörte, und sein Herz schnürte sich zusammen. Ein ruchloser Wunsch stieg in ihm, dem Apostel der Wissenschaft und der Menschenliebe, in ihm, dem Ehrenmanne, auf; es war der Wunsch, Lord Helmuth möchte verscheiden, ehe das Gericht gekommen.

Besondere Zufälle abgerechnet, konnte der Lord noch einige Stunden, vielleicht einen Tag lang leben. Nur Eines konnte seinen Todeskampf abkürzen: es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß der Verwundete seinen letzten Athemzug von sich ge-

ben würde, sobald die Kugel ausgezogen wäre; unterblieb diese Operation, so war es möglich, daß der Verwundete bei vollen Bewußtsein starb.

Dem Arzte war die heimliche Ehe Hektors mit Bertha von La Fresnaie bekannt. Er kombinirte also folgendermaßen: Hektor hat plötzlich von dem Heirathsplan erfahren. Der Lord scheint das Geheimniß ganz oder theilweise zu kennen; er hat Bertha bedroht, um sie zur Einwilligung zu zwingen; das junge Weib hat in seiner Verzweiflung vielleicht sich zu seinem Gatten geflüchtet und ihn um Hülfe und Rettung angefleht; Hektor hat den Kopf verloren und ist zum Verbrecher geworden. Aber der Schuldige, den die Vorsehung so erbarmungslos getroffen hat, ist doch Lord Helmuth. Wem kann daran liegen, daß sein Tod gerächt wird? Wenn Lord Helmuth stürbe, ohne zu sprechen, so würde Niemand den unglücklichen Jüngling anklagen.

Das Gewissen des Doktors erhob sich dagegen und sprach: Dein Beruf ist das Leben zu verlängern, nicht, es abzukürzen! Und nach einem Kampfe von wenigen Sekunden, die ihm eine Ewigkeit zu sein dünkten, war die Stimme des Menschen in ihm zum Schweigen gebracht, es verblieb nur noch der Arzt. Er ließ seinen Medizinkasten bringen, nahm ein Fläschchen mit Laudanum heraus und bereitete einen beruhigenden Trank. Der Kranke hatte kaum einige Löffel davon genossen, als an die Stelle des Fiebers ein ruhiger Schlaf trat. Es war vorauszusehen, daß derselbe vier bis fünf Stunden dauern würde, daß der Verwundete bei vollem Bewußtsein erwachen und dann langsam verscheiden würde.

Die Morgenröthe kam, die Sonne ging auf, Lord Helmuth schlief noch immer.

Da trat plötzlich der Förster ein, den wir als gefälligen Vater kennen, und sagte: „Das Gericht und die Gendarmen sind da."

In Begleitung von vier Gendarmen trat ein Substitut des kaiserlichen Prokurators*) mit einem Gerichtsschreiber ein.

Der Doktor winkte ihnen, sie sollten leise auftreten. „Stören Sie den letzten Schlummer eines Mannes nicht, der bald den langen Schlaf schlafen wird.“

„Wir wollen die Untersuchung draußen anfangen,“ erwiderte der Beamte, „indem wir die Leute vom Schlosse verhören.“

Noch eine Stunde lang schlief der Lord, dann öffnete er die Augen und flüsterte: „Wo bin ich? Wer sind Sie?“

„Mylord,“ erwiderte der Arzt, „ich bin der Doktor Rousselle.“

Ein schwacher Schrei entfuhr den Lippen des Verwundeten und mit einem bittern Lächeln sagte er: „Sie sind der Pflegevater von Berthas Kinde?“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen,“ antwortete der Doktor kalt.

„Aha!“ erwiderte Lord Helmuth. Das Bewußtsein des Kranken kehrte immer klarer zurück. „Ich erinnere mich,“ sagte er, „ich habe einen Schuß in die Brust bekommen und bin vom Pferde gestürzt. Sie sind Arzt; sagen Sie mir, ist meine Wunde tödtlich?“

Der Doktor zögerte.

„Ich bin ein Mann, ich fürchte mich vor dem Tode nicht.“

„Ja,“ sagte der Doktor, „Ihre Wunde ist tödtlich.“

„Wie lange habe ich noch zu leben?“

„Eine Stunde vielleicht.“

„Schön!“ sagte der Verwundete mit eben dem Phlegma, das ihn so selten verlassen hatte. „Ist die Behörde benachrichtigt?“

* Staatsanwaltsgehilfe.

Der Doktor fuhr bei dieser Frage zusammen, was dem forschenden Blicke des Lords nicht entging.

„Sie sind mein Freund nicht!“ sagte Lord Helmuth.

„Mylord, ich bin der Freund aller Leidenden!“

„Ja,“ erwiderte der Verwundete mit leiser Ironie, „ich weiß, Sie würden mich retten, wenn Sie könnten. Aber wenn ich Ihnen nun den Namen meines Mörders sagte, Sie würden ihn dem Gericht nicht wiederholen?“

„Sie kennen also den Thäter?“ sagte der Doktor mit zitternder Stimme.

„Ja, und ich werde ihn dem Gerichte nennen,“ sagte der Verwundete, dessen Stimme immer schwächer wurde.

Der Doktor hatte einen Augenblick die wahnsinnige Hoffnung, der Substitut des Prokurators möchte zu spät wiederkehren. Er irrte sich. Das Verhör war fruchtlos ausgefallen, der Beamte hatte nichts von Bedeutung erfahren können. Bei seinem Eintreten erglänzte das Auge des Lords von einer düstern Gluth, seine ganze Lebenskraft schien in diesem Blicke konzentrirt zu sein.

Der Beamte trat heran.

„Mylord, haben Sie den Mann gesehen, der nach Ihnen geschossen hat?“

Lord Helmuth schüttelte verneinend den Kopf.

„Haben Sie einen Verdacht, wer es sein kann?“

„Ja,“ nickte Lord Helmuth.

„Hat man Sie bestehlen wollen?“

„Nein.“

„Ist Rache der Beweggrund?

Lord Helmuth konnte nicht sprechen, sein Auge winkte: „Ja.“

„Hat der Thäter Mitschuldige?“

„Ja,“ winkte der Lord.

„Wie viele?“

Der Verwundete brachte die Hand mühsam auf die Bettdecke und schloß die Finger mit Ausnahme des Zeigefingers.

„Ist es ein Mann?"

„Nein," sprach das Auge.

„Eine Frau?

„Ja," bestätigte das Auge mit seltsamem Funkeln.

Der Doktor fühlte, wie sein Blut erstarrte, denn er sah Lord Helmuth, der den Todeskampf nahen fühlte, in einem letzten verzweifelten Versuch sich halb aufrichten. Die Lippen des Sterbenden öffneten sich und er stieß die Worte aus: „Mein Mörder heißt Hektor von Mauséjour."

Der Beamte war so überrascht, daß er einen Schritt zurücktrat.

Lord Helmuth hatte die Kraft noch hinzuzufügen: „Man frage einen Bauer, welcher Maubert der Lahme heißt." Dann sank er zurück.

Darauf wendete sich der Beamte zu dem Arzte. „Herr Doktor," sagte er, „meinen Sie, daß Lord Helmuth eben noch bei vollem Bewußtsein gewesen ist?"

Der Doktor wischte mit fieberhaft zitternder Hand den Schweiß von seiner Stirn. Er erwiderte: „Ich müßte lügen, wenn ich das Gegentheil behaupten wollte."

Lord Helmuth hatte sich im Sterben seine Rache gesichert.

Greifen wir einige Stunden zurück.

Hektor von Mausèjour hatte den ganzen Tag vergeblich die Sekundanten des Lords erwartet. Endlich war er gegen Abend wie gewöhnlich mit seiner Flinte auf dem Rücken in den Wald gegangen. Ein Kuhhirt, den man den Vater Quintin nannte, hatte ihn kurz nach Sonnenuntergang am Schloßteich vorbeigehen sehen und ihn sogar gefragt, ob er auf den Anstand ginge. Hek-

tor hatte mit Ja geantwortet und war dann in der Richtung nach rechts in den Wald getreten.

Neuhaus lag rechts, La Fresnaie links; indeß so oft Hektor Mauséjour verließ, schlug er jedes Mal die Richtung nach rechts ein und ging erst, wenn er tief in den Wald eingedrungen war, seitwärts nach La Fresnaie zu; denn er hatte dieselbe Furcht vor seiner Mutter und seinem Bruder, wie Bertha vor ihrem Vater, dem Grafen. Er hoffte, Bertha vielleicht zu treffen. Chevrette hatte ihm von dem Inhalt des Briefes, den sie in kleine Stücke zerrissen und verschluckt, nichts sagen können, wohl aber hatte sie ihm mitgetheilt, daß Fräulein von La Fresnaie sehr aufgeregt schien, als sie ihr den Brief übergab. Chevrette selbst war an den Füßen von Brandwunden so schwer verletzt, daß sie nicht gehen konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich selbst auf den Weg zu machen.

Schnellen Schrittes ging er einher, tief in Gedanken versunken. Plötzlich schreckte ihn ein heiseres Lachen ganz in der Nähe auf. Beim letzten Schimmer der Dämmerung erkannte Hektor die Gestalt eines Mannes, der sich aufrichtete, und in diesem Manne Maubert den Lahmen. Hinkend nahte sich derselbe mit unheimlichem Kichern: „In der vorigen Nacht haben Sie mir wehe gethan; schenken Sie mir jetzt ein Almosen!" Seine Worte klangen halb bittend, halb drohend.

Hektor fuhr instinktmäßig mit der Hand in die Tasche und bemerkte, daß er seine Börse zu Hause vergessen. „Ich habe kein Geld bei mir," sagte er.

„Das wird Ihnen noch leid thun," versetzte Maubert unverschämt.

„Wenn Du durch Mauséjour kommst, wirst Du ein Almosen empfangen."

„Da werde ich nicht eher als morgen hinkommen," erwiderte der Bettler, „und morgen wird es zu spät sein."

„Was willst Du damit sagen, Schuft?“

„Nun, ich will Ihnen sagen,“ fuhr der Lahme mit immer keckerem Tone fort, „wenn Sie Geld gehabt hätten, hätte ich Ihnen einen guten Rath gegeben.“

„Was soll das heißen?“

„Hüten Sie sich heute Abend nach La Fresnaie zu gehen.“

Hektor von Mauséjour zuckte wie von einer Natter gestochen zusammen.

„Aha!“ sagte Maubert, „das wirkt?“

Hektor hatte seine Ruhe bald wieder gewonnen, sah Maubert fest an und fragte: „Was soll das gewirkt haben?“

„Na, entschuldigen Sie, wenn ich mich geirrt habe,“ höhnte der Bettler. „Ich glaubte, Sie interessirten sich für Fräulein Bertha, aber ich sehe ja, es ist ein bloßes Gerede und es ist Ihnen ganz gleich, ob sie den Herrn Mylord heirathet. Adieu, Herr Hektor!“ damit verschwand er lachend im Unterholz.

Hektor von Mauséjour blieb einen Augenblick unbeweglich und wie versteinert stehen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Dieser Lump schien sein Geheimniß zu kennen und er hatte ihm zugleich gesagt, Lord Helmuth werde Fräulein von La Fresnaie heirathen.

Nun begriff Hektor, warum Lord Helmuth Chevrette so hitzig verfolgt hatte. Und der Brief, den Chevrette trug, was konnte er anders enthalten, als die Versicherung Berthas, sie wolle dem väterlichen Willen sich widersetzen! Dieser Gedanke tröstete Hektor. Er schlug nun die Richtung nach La Fresnaie ein und vergaß alle Vorsicht, die er sonst brauchte, um unbemerkt zu bleiben.

Es schien von der Vorsehung bestimmt zu sein, daß Hektor an diesem Abende einen Verdacht nach dem andern auf sich laden sollte. Gerade als er einen Streifen sandiger Steppe zwischen zwei Fichtenschonungen durchschritt, traf er auf einen Zug von Holzhauern, die aus dem Walde kamen. Sie grüßten ihn und

einer fragte: „Gnädiger Herr, Sie gehen gewiß auf den Anstand?“

Hektor bejahte dies.

„Wenn Sie sich gut auf Frischlinge anstellen wollen, schlagen Sie diesen Fußweg ein.“

„So! Wohin führt er?“

„Geraden Wegs nach Neuhaus. Zur Linken ist ein Weißdorn-Dickicht und nahe dabei eine Lache, in welchem seit zwei Nächten die Wildsauen suhlen.“

„Ich jage nicht auf Lord Helmuths Jagdgrund,“ sagte Hektor mit einem so zornigen Ausdruck, daß die Holzhauer sich darob verwunderten.

„O,“ sagte der, der zuerst gesprochen hatte, „die Stelle, die ich Ihnen angegeben habe, gehört nicht zu Lord Helmuths Jagdrevier, es ist Gemeindewaldung.“

„Nun, dann gehe ich dahin,“ sagte Hektor, und damit die Leute nicht vermuthen möchten, wohin er gehe, schlug er den Fußpfad ein, den man ihm gewiesen hatte, nicht ahnend, daß Lord Helmuth kaum eine Stunde später denselben Weg kommen und daß gerade in dem Weißdorn-Dickicht, von dem man ihm gesprochen, der junge Lord zu Tode verwundet aufgefunden werden würde. Erst als er von den Holzhauern weit genug entfernt war, wandte er sich schnell wieder nach links und kam eiligen Schrittes, während die Nacht inzwischen herabgesunken war, am Graben des Schloßparks von La Fresnaie an, eben da wo er in jener Nacht mit dem Doktor Rousselle zusammengetroffen war.

Berthas Fenster war nicht erleuchtet. Hektor setzte die Hände an den Mund und ahmte das Geschrei des Käuzchens nach. Oft genug hatte Bertha auf dieses Signal hin nächtlicher Weile sich nach einem Kreuzwege im Walde begeben, wo sie mit Hektor zusammenzutreffen pflegte. Es ließ sich kein Geräusch vernehmen; nur einmal schien es ihm, als hörte er in der Ferne

den Hufschlag eines Pferdes. Vielleicht war es Lord Helmuth, der nach Hause ritt.

Nach einer kleinen Weile wiederholte er sein Signal und da an Bertha's Fenster kein Licht erschien, nahm er an, sie müsse im Walde sein und lief nach dem Kreuzwege. Wirklich fand er sie dort. Sie stürzte ihm entgegen mit den Worten: „Ach, wenn Du wüßtest!“

„Ich weiß Alles,“ sagte der junge Mann; „ich weiß, daß Lord Helmuth um Deine Hand angehalten hat und ich fühle es an dem Druck dieser Hand daß Du sie ihm verweigert hast, meine theure Bertha.“

„Ach,“ sagte sie verstört, „dann weißt Du noch nichts. Der Elende kennt unser Geheimniß.“

„Wie?“ rief Hektor.

„Ja, er weiß, daß wir uns lieben und daß ein Pfand unserer Liebe am Leben ist. Doch Eines weiß er nicht: daß wir ein Recht dazu haben, uns zu lieben! Er droht mir, meinem Vater Alles zu enthüllen. Der Schurke! Mein Vater wird vor Schmerz sterben oder mich tödten; denn ich weiß jetzt, mein Vielgeliebter,“ flüsterte Fräulein von la Fresnaie tonlos und voll Verzweiflung, „ich weiß, welcher Abgrund uns trennt, mein Vater hat mir Alles erzählt.“

„Laß hören!“ sagte Hektor mit brennender Begierde.

„Einer Deiner Ahnen hat einen meiner Ahnen verrathen.“

Hektor sprang auf und warf den Kopf stolz zurück. „Bertha,“ sagte er, „Dein Vater irrt sich. Das Wort Verrath ist in meiner Familie unbekannt.“

Es lag so viel echter Adel und Freimuth in dieser Antwort, daß der Verdacht, der sich schon einmal des jungen Mädchens bemächtigt hatte, mit voller Kraft und Zähigkeit in ihr wieder erwachte. Sie legte die Hand auf Hektor's Schulter und sprach: „Die Geschichte dieses Hasses hat unzweifelhaft zwei

verschiedene Darstellungen. Wir müssen nun heute Nacht auch die zweite kennen lernen. Wird Deine Mutter sprechen, wenn Du sie darum beschwörst?"

„Ich hoffe es."

„Nun wohlan," sagte Bertha mit unbeugsamem Entschluß, „vorwärts nach Mauséjour, nach Hause zu Dir! Du mußt mich irgendwo verbergen, ich muß ungesehen Deiner Unterhaltung mit Deiner Mutter beiwohnen."

Hektor zögerte.

„Thor, der Du bist!" sagte Bertha. „Willst Du denn, daß ich Lord Helmuth's Weib werde?"

Hektor war genöthigt, Bertha durch den kleinen Gemüsegarten und die Wirthschaftsgebäude über den Heuboden und mit Hülfe einer Leiter in sein Zimmer zu führen; denn wäre er durch die Hauptthür von der Vorderseite gekommen, so hätte er nur zu leicht einem Diener oder seiner Mutter selbst begegnen können.

Als die beiden jungen Leute sich im Walde trafen, war es neun Uhr; es war zehn, als sie in Mauséjour anlangten. Unterwegs hatte Bertha die seltsame Erzählung, die sie von ihrem Vater vernommen, wiederholt und hinzugefügt: „Dieser Sir Duncan, der eine Rolle in dieser Geschichte spielt, hat einen Nachkommen und dieser Nachkomme ist Lord Helmuth."

„Ist es möglich!" rief Hektor.

„Wenn es nun wahr ist, daß die Kinder ihren Eltern ähnlich werden: warum sollten die Vorfahren besser sein, als die Nachkommen? Und Lord Helmuth ist ein Nichtswürdiger."

„Ja gewiß," sagte Hektor, der auch Bertha seine Begegnung mit Lord Helmuth in der letzten Nacht erzählt hatte. „Wenn wirklich ein Verrath stattgefunden hat, wer verbürgt uns, daß der Verräther nicht Sir Duncan war?"

„Das könnte sein, aber wie soll man es beweisen?"

„Indem man die Ueberlieferungen beider Familien zusammenstellt.“

Es gelang dem jungen Paar unbemerkt einzutreten. Durch einen Corridor führte Hektor sein junges Weib in ein dunkles Zimmer, welches neben dem Zimmer seiner Mutter lag. Sie hatte sich noch nicht niedergelegt, sondern ihren Sohn erwartet.

„Du kommst spät nach Hause, Hektor. Es ist ungesund, im Oktober, im Fiebermonat, bei Nacht in den Wald zu gehen.“

„Mutter,“ erwiderte Hektor, „ich komme nicht vom Anstand, wie Du wohl meinst.“

„Woher kommst Du denn?“

Hektor faßte einen kurzen Entschluß, „Mutter,“ sagte er, ich habe etwas von Dir zu verlangen.“

„So sprich.“

„Oder vielmehr ich habe Dich um etwas zu bitten, doch darf uns Niemand hören.“

„Wir haben keinen andern Zeugen, als ihn,“ sagte die Wittwe und wies auf das Portrait des seligen Barons.

„Mein Vater kann mich anhören,“ sagte Hektor ernst. „Mutter, ich stehe im Begriff, mich zu duelliren!“

„Mein Gott, Hektor, mit wem und weshalb?“

„Einer meiner Nachbarn hat mich beleidigt.“

„Der Graf von La Fresnaie?“

„Nein,“ sagte Hektor, „er nicht.“

Madame von Mauséjour athmete hoch auf.

„Du kennst den Jungen, den ich im Schlosse aufgenommen habe. Ein Bettler, Namens Maubert der Lahme, hat sich eines Abends der abscheulichsten Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Kind schuldig gemacht. Ich kam dazu und züchtigte den Menschen. Da wagte ein anderer Mann, uns ebenbürtig, ein Edelmann, für Maubert Partei zu ergreifen. Mit ihm muß ich mich schlagen.“

„Wie heißt er?" sagte die Baronin, die zuerst heftig erschrocken war, bald aber die ruhige Energie ihres edlen Blutes wiedergewonnen hatte.

„Dieser Mann nennt sich Lord Helmuth," sagte Hektor.

„Mein Sohn," sprach sie nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „fern sei es von mir, daß meine mütterliche Liebe Dich von einer Gefahr zurückhalten sollte, bei der Deine Ehre im Spiele ist."

„Mutter, Deine Antwort ist des Mannes würdig, dessen Bild auf uns herabsieht und ich erwartete sie nicht anders. Aber ich sehe, der Name des Lord Helmuth erweckt in Dir keinerlei Erinnerungen?"

„Was willst Du damit sagen?" fragte die Baronin erstaunt.

„Mutter," erwiderte Hektor, „Lord Helmuth ist der letzte Abkömmling des Sir Duncan."

Wie wenn die Posaune des letzten Gerichts plötzlich vor ihren Ohren verklungen wäre, so entsetzt fuhr Frau von Mauséjour mit einem wilden Schrei in die Höhe. „Sir Duncan? Mein Sohn, was sprichst Du von Sir Duncan, und woher kennst Du diesen Namen?"

„Gleichviel," erwiederte Hektor. „Lord Helmuth stammt von Sir Duncan ab."

„Und Du sollst Dich mit ihm schlagen? Unmöglich!" rief die Baronin.

„Warum unmöglich?"

„Sir Duncan war der Freund Deines Ahnherrn und hat ihm das Leben gerettet."

Erleichtert seufzte Hektor auf.

„Mein Sohn," sagte die Baronin in feierlicher Haltung, „ich sehe wohl, die Stunde ist gekommen, wo ich Dir das Geheimniß des Hasses, welchen die Mauséjour durch Jahrhunderte

gegen die Herren von La Fresnaie genährt haben, ganz enthüllen muß!"

„Ich höre, Mutter," sagte Hektor.

Madame von Mauséjour fuhr fort. „Diese schreckliche Geschichte datirt von der Belagerung eines festen Platzes, Burg St. Ermel genannt, die zur Zeit des Königs Ludwig XIII. stattfand. Zwei Waffenbrüder, durch enge Freundschaft verbunden, hatten die Festung gegen eine ganze spanische Armee mit einer Hand voll Leute zu vertheidigen. Die beiden Männer hießen der eine La Fresnaie, der andere Mauséjour."

„Und sie hatten einen gemeinsamen Freund, einen jungen Schotten, Sir Duncan, der Wunder der Tapferkeit während der Belagerung gethan," unterbrach sie Hektor.

„Aber woher weißt Du das, mein Sohn?"

„Du wirst es sogleich erfahren. Ich bitte Dich flehentlich, fahre fort, als wenn ich nichts gesagt hätte."

„Es sei!" sagte die Baronin. „In einer Nacht ließ der spanische Feldherr dem Herrn von La Fresnaie eine bedeutende Geldsumme bieten, damit er ihm den Platz übergäbe."

„Ha!" rief Hektor aus.

„Der Schändliche nahm das Geld an. Dein Ahnherr schlief und wurde von spanischen Soldaten in seinem Bett überrumpelt. Er vertheidigte sich bis aufs Aeußerste. Ein Mann kämpfte an seiner Seite . . ."

„Sir Duncan, nicht wahr?" sagte Hektor.

„Ja, Sir Duncan. Er kämpfe wie ein Löwe, es gelang ihm, sich durch die Spanier durchzuschlagen; in seinen Armen trug er Deinen mit Wunden bedeckten ohnmächtig gewordenen Ahnherrn fort und rettete in einem Boote den Stammvater des edlen Geschlechts der Mauséjour, zu dessen letzten Abkömmlingen Du gehörst."

„Wirklich?" sagte Hektor. „Und kam denn mein Urahn nie nach Frankreich zurück?"

„Nein, er erreichte England mit Sir Duncan. Eine der Verwundungen, die er im Kampfe erhalten, hatte ihm den Schädel gespalten; er blieb des Gedächtnisses beraubt, so lange er lebte. Sir Duncan vermählte Deinen Ahnen mit einer seiner Schwestern und erzog die Kinder des armen Wahnsinnigen im Hasse gegen den Namen La Fresnaie.“

„Mutter,“ sagte Hektor kalt, „die Geschichte ist sehr ergreifend, aber sie ist erfunden.“

„Was wagst Du da zu sagen?“ rief die Baronin bleich vor Entrüstung.

„Die La Fresnaies erzählen eine ganz andere Geschichte, die übrigens nicht weniger falsch ist,“ fuhr Hektor fort. „Ihrer Erzählung zufolge wäre es mein Urahne, der die Frau des Herrn von La Fresnaie geliebt, sie entführt und, um seine Flucht zu sichern, die Festung den Spaniern preisgegeben hätte.“

„Ha! die Elenden! Das wagen sie zu behaupten?“ rief die Baronin von Mauséjour.

„Und so, wie wir, verehren sie das Gedächtniß Sir Duncans,“ schloß Hektor, „indem sie erzählen, Sir Duncan habe dem Herrn von La Fresnaie das Leben gerettet.“

„Das ist gelogen!“

„Das kann wohl sein, aber es geschieht im guten Glauben, und sie sind so fest überzeugt von der Wahrheit ihrer Geschichte, daß der derzeitige Graf von La Fresnaie sich durch die Dankbarkeit verpflichtet glaubt, dem Lord Helmuth die Hand seiner Tochter zu gewähren.“

Die Baronin war außer sich. Sie wandte sich nach dem Portrait ihres dahingeschiedenen Gatten. „O,“ rief sie ihm zu, „hörst Du es? hörst Du es?“

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thür und Bertha von La Fresnaie trat herein, bleich, mit funkelnden Augen.

„Wer ist dieses Weib?“ fragte Madame von Mauséjour erschrocken.

Madame von Mauséjour ging selten aus. Sie besuchte die Kirche von Souvigny, während die Familie La Fresnaie dem Städtchen La Mothe-Beuvron näher lag und zur dortigen Pfarrgemeinde gehörte. Ueberdies waren seit der Revolution von 1789 beide Familien sich so sorgfältig ausgewichen, daß es nicht zu verwundern war, wenn trotz der Nachbarschaft der beiden Schlösser Madame von Mauséjour das Fräulein von La Fresnaie nie gesehen hatte. Sie wiederholte zornig: „Wer ist dieses Weib?“

„Frau Baronin, Sie sollen sogleich erfahren, wer ich bin und wie ich hierher gekommen. Lassen Sie mich nur zuerst aussprechen, daß seit zwei Jahrhunderten die La Fresnaies sich im Unrecht befinden.“

Frau von Mauséjour erwiderte in einem Tone der höchsten Verachtung: „Ich verlange nicht, daß sie sich deshalb entschuldigen.“

„Sie waren im Unrecht,“ fuhr Bertha fort, „zu glauben, daß ein Mauséjour ein Verräther sein könne. Aber,“ fügte sie stolz hinzu, „die Mauséjours haben ebenso Unrecht gehabt anzunehmen, daß ein La Fresnaie eines Verrathes fähig sei.“

Die Haltung, der Ton, der Blick Berthas waren so durchdrungen von der Macht der Wahrheit und trugen ein solches Gepräge des Adels und der Hoheit, daß Frau von Mausèjour sich dem übermächtigen Eindrucke nicht entziehen konnte, und wie unter einen magnetischen Banne Bertha anstarrte.

Bertha fuhr fort: „Ein Verrath hat stattgefunden und der Verräther ist ungestraft gestorben.“

„Und wer war dies?“ fragte Frau von Mauséjour.

„Sir Duncan war es, denn er blieb der Freund meines Ahnen und der Freund des Ahnherrn Ihrer Söhne.“

„Ihres Ahnen?“ rief Frau von Mauséjour. „Sie sind . . . .?“

„Ich bin Bertha von La Fresnaie,“ sagte das junge Mädchen schlicht und einfach.

Frau von Mauséjour prallte zurück. „Sie hier? Sie bei mir?“

„Weisen Sie mich hinaus, aber hören Sie mein Geständniß bis zu Ende,“ sagte Bertha flehenden Blickes. Und wie sie Frau von Mauséjour durch Stolz und Hoheit imponirt hatte, so gewann sie jetzt das Herz derselben durch ihre Demuth und Milde.

Bertha sank in die Kniee und sagte: „In unsern beiden Familien giebt es zwei Wesen, die dem altvererbten Haß fremd geblieben sind. Ich hasse Sie nicht, Madame, und wenn Sie es mir gestatteten, so würde ich Sie lieben.“

Frau von Mauséjour fing an, die Wahrheit zu ahnen und die Stimme des jungen Mädchens rührte sie tief.

Bertha fuhr fort; „So wie ich, denkt auch Ihr Sohn, Madame. Nur einen Wink von meinem Vater, und er würde ihm zu Füßen fallen, wie ich hier vor Ihnen liege.“

„Das ist zu viel!“ rief die Baronin. „Herr von Mauséjour, dessen Bild Sie hier sehen, würde aus seinem Grabe aufstehen, um seinen Sohn zu verfluchen.“

„Mutter!“ rief Hektor schluchzend.

„Madame,“ begann Bertha von Neuem, „hören Sie mich zu Ende. Unsere Geschichte ist nicht neu. Zwei Geschlechter hassen sich und meiden sich Jahrhunderte lang, aber zwei Sprößinge der Geschlechter führt die Neugier zusammen, und sie erinnern sich an das Wort des Herrn, der da befiehlt, unsern Beleidigern zu verzeihen, und ach, von der Verzeihung zur Liebe ist nur Ein Schritt.“

„Zur Liebe?“ rief Frau von Mauséjour.

Bertha umfaßte ihre Knie. „Ihr Sohn und ich, wir lieben uns.“

Das war der Gnadenstoß für Frau von Mauséjour. Sie faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und murmelte: „Mein Gott! Mein Gott!“

„Mutter,“ sagte Hektor, zu ihr herantretend, „Bertha hat Dir nicht Alles gesagt. Wir lieben uns nicht bloß, wir sind heimlich vermählt. Fluche mir nun, wie du eben gedroht, dann wird mir Bertha diesen Fluch tragen helfen; wir werden dann dieses Land fliehen, unserm Stande entsagen, unsre Namen wechseln, und irgenwo in einem versteckten Winkel der Erde werde ich eine Beschäftigung zu finden wissen, die uns ernährt. Aber wir können das Haupt hoch empor tragen; denn wir sind frei von Schuld, und der Haß, der zwischen unsern beiden Familien herrscht, ist ein ruchloser Haß, den wir weit von uns abweisen.“

Ein langer Kampf zwischen Mutterliebe und Familienstolz und altem eingefleischten Haß entstand in der Seele der Frau von Mauséjour. Doch endlich siegte die Liebe in ihr. Sie reichte plötzlich ihrem Sohne die Hand und sagte zu ihm: „Mein Sohn richte Deine junge Frau auf, die noch immer zu meinen Füßen liegt!“ — —

Kehren wir nach Neuhaus zurück.

Es war am Morgen nach dieser an Ereignissen so reichen Nacht. Niemand außer dem Justizbeamten und dem Doktor Rousselle hatte dem Hinscheiden Lord Helmuths beigewohnt und seine letzten Worte gehört. Der junge Beamte, den man von Orleans aus nach dem Schauplatz des Verbrechens gesendet, war ein Mann von Besonnenheit und Energie. Er stammte aus der Gegend von Orleans und wußte daher, welche hohe Achtung der Name Mauséjour allgemein genoß.

„Mein Herr,“ sagte er zu dem Arzt, „Sie haben die letzten Worte des Lord Helmuth gehört. Er hat einen Mann angeklagt, gegen den vielleicht Niemand sonst eine Anklage zu er-

heben wagen würde. Sie begreifen, wie gewichtig dies auf dem Todtenbett abgegebene Zeugniß für mich ist; gleichwohl werde ich nicht vorgehen, ehe ich den Mann verhört habe, dessen Namen Lord Helmuth genannt hat."

„Den Bettler Maubert?"

„Ganz richtig."

„Ich kann Ihren Entschluß nur billigen," sagte der Arzt, in welchem eine Hoffnung auftauchte. Nach seiner Rechnung konnte es einen oder zwei Tage dauern, ehe man Maubert fand; bis dahin würde Hektor, der jedenfalls, wenn er schuldig war, die Flucht ergriffen haben mußte, längst eine Eisenbahnstation erreicht haben, um sich über Paris in's Ausland zu begeben.

Der Beamte schien den Gedanken des Doktors zu errathen.

„Gegen Sie, Herr Doktor, werde ich eine besondere Maßregel ergreifen müssen, wenn Sie sich nicht mit Ihrem Ehrenwort verpflichten, zu Ihren Kranken zurückzukehren und weder Mauséjour, noch sonst einen Ort zu berühren, von wo aus Sie dem Angeklagten Nachricht geben könnten. Ich würde, wie gesagt, in der unangenehmen Nothwendigkeit sein, Sie hier zurückhalten zu müssen, bis das Verhör des Bettlers Maubert stattgefunden hat. Denn entweder hat Lord Helmuth sich geirrt, oder Herr von Mauséjour ist schuldig; im letzteren Fall ist Herr von Mauséjour der Gerechtigkeit verfallen und Niemand darf versuchen, ihr den Schuldigen zu entziehen."

Der Doktor antwortete: „Herr Substitut, Sie sind Richter, Ihre Pflicht ist zu strafen die meinige, zu retten. Ich gestehe Ihnen, wenn Sie mich einfach hätten gehen lassen, würde ich direkt nach Mauséjour gefahren sein, Herrn Hektor vor der Gefahr zu warnen, die ihm droht; nun aber will ich Ihnen gern mein Wort geben, direkt nach St. Florentin zurückzukehren und den Namen des Herrn von Mauséjour nirgends auch nur auszusprechen."

„Ich vertraue Ihnen,“ erwiederte der Beamte, „Sie sind frei.“

Der Doktor trat hinaus. Johanna die Baskin stürzte auf ihn zu, als sie ihn auf der Schwelle erscheinen sah. Er rief ihr zu: „Es ist Alles vorbei, mein Kind.“

Da stürzte sie in das Zimmer, in welchem die Leiche lag, mit halb wahnsinnigen Geberden; ihr Vater folgte ihr und das andere Gesinde drängte sich nach. Sie warf sich laut schluchzend über die Leiche Lord Helmuth's. Der Beamte war während dieser Scene hinausgegangen, den Gendarmen seine Befehle zu ertheilen; der Mann der Wissenschaft indessen blieb als ruhiger, kühler und leidenschaftsloser Zeuge des Jammers der Baskin zurück. Ihm schien dieser Schmerz fast zu laut und ein schrecklicher Verdacht durchkreuzte sein Gehirn.

In diesem Augenblick kehrte der Beamte zurück, diesmal in Begleitung seines Protokollführers, des Wachtmeisters der Gendarmen und eines Bettlers. Es war Maubert selbst. Man hatte ihn gar nicht zu suchen brauchen; denn er befand sich unter der Menge von Bauern und Holzhauern, die bei der Nachricht von dem Ereigniß aus der Nachbarschaft nach Neuhaus zusammengelaufen war.

Der Doktor wollte aufbrechen; der Beamte bat ihn zu bleiben und ließ von den Gendarmen das Zimmer räumen.

„Was will man von mir?“ fragte Maubert.

„Das sollen Sie sogleich erfahren: Sie haben Lord Helmuth gekannt?“

„Ach, der arme Herr Mylord! Wenn ich nicht ein armer Teufel wäre . . . “

„Maubert,“ sagte der Beamte streng, „Sie stehen vor Gericht und ich befehle Ihnen zu sprechen.“

„O je," sagte der Betler, „da wird man mich wohl noch einstecken! Arme Leute haben immer Unrecht."

„Wir suchen den Mörder," sagte der Beamte. „Wenn Sie irgend ein Anzeichen kennen, das uns über den Urheber des Verbrechens Aufklärung verschaffen kann, so befehle ich Ihnen im Namen der Justiz, zu sprechen."

„Ach, der arme Herr Mylord! Davon wird er nicht wieder aufwachen," sagte Maubert, „und ich würde mir bloß Feindschaft damit machen! Nein, ich weiß von nichts." Damit wollte er sich entfernen, doch der Wachtmeister hielt ihn am Kragen.

Maubert zeigte sich gewaltig erschrocken, als er so fest gefaßt wurde. „Was habe ich denn gethan?" sagte er. „Ich bin ein ehrlicher Mensch. Ich kann nichts dafür, daß der arme Herr Mylord gestorben ist. Der arme Herr! Wenn es von mir abhinge, so läge er nicht hier! So wohlthätig, so herablassend, wie er war!" Und Maubert wollte sich losreißen. „Lassen Sie mich doch gehen, meine lieben Herren! Sie wissen nicht, wie schlecht die Menschen sind, zumal hier zu Laude. Sagt man mir doch schon nach, ich verhexte die Küche und die Schafe! Als ob das ein Geschäft wäre für einen guten Christen wie ich! Wenn Sie mich nun gar noch einsperren, dann wird man mir künftig überall die Thür weisen und ich werde mir nirgends mein Brod erwerben können."

Nach dieser langen, stoßweise hervorgebrachten Rede hielt der lahme Maubert endlich athemlos inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und warf seine boshaften kleinen Augen ängstlich nach rechts und nach links.

„Mein Freund," sagte der Beamte, „wenn Sie sagen, was Sie zu wissen scheinen, so entlasse ich Sie; wenn nicht, so lasse ich Sie verhaften."

„Wie kommen Sie denn darauf, daß ich etwas wissen soll?“ sagte der Lahme.

„Sie sind erschrocken und lassen unbestimmte Reden hören. Ueberdieß hat Lord Helmuth in seiner Sterbestunde Ihren Namen genannt.“

„O, der arme Herr Mylord!“ rief Maubert und horchte hoch auf. „Hat er von mir gesprochen?“

„Er sagte, Sie könntn seinen Mörder nennen.“

Maubert fing an zu zittern, seine Angst schien zuzunehmen. „Hat er das gesagt? Ja, ja, er wird nicht mehr auferstehen, um mich zu vertheidigen, und doch gerade, weil er mich vertheidigt hat . . .“ Er hatte noch sein Taschentuch um den Kopf, doch zeigten die Blutflecken, welche er ausgewaschen hatte, nur noch ein blasses Roth. Nun nahm er aber das Tuch ab, wies auf die von dem Büchsenkolben geschlagene Wunde. „Glauben Sie nicht, daß ich daran genug habe, lieber Herr? sagte er.

„Was haben Sie denn da?“

„O, ich beklage mich nicht, das geht ja Niemand etwas an.“

Indeß der Bettler sprach, schrieb der Protokollführer seine Worte nieder. Maubert bemerkte es und fuhr ihn plötzlich an: „Was haben Sie da zu schreiben? Wollen Sie, daß man mich auch so umbringt, wie den Herrn Mylord?“

„Maubert,“ sagte der Beamte streng, „Ihre letzten Worte beweisen, daß Sie den Mörder des Lord Helmuth kennen. Wenn Sie nicht sofort deutlicher sprechen, so lasse ich Ihnen Handschellen anlegen. Nehmen Sie sich in Acht, Ihre Hartnäckigkeit kann den Verdacht der Mitschuld auf Sie laden!“

Die letzten Worte wirkten wie ein Blitzschlag. „Ich mitschuldig,“ stammelte er, „am Tode des Herrn Mylord, der mir Wohlthaten erwiesen und mich erst vorige Nacht davor bewahrt hat, erschlagen zu werder?“

Wie von einem geheimen Entsetzen geschüttelt, warf er sich

vor dem Substituten zitternd nieder und sagte: „Wenn ich aber spreche, so werden Sie mich schützen, Sie werden mir Geld geben, daß ich auf der Eisenbahn weg fahren kann, weit weit weg.“

„Die Behörde wird Sie schützen, Sie haben nichts zu fürchten. Sprechen Sie!“

Maubert zögerte noch, dann schien er sich zu entschließen und sprach: „Vorgestern Nacht verfolgte Herr Mylord einen jungen Wilddieb, der ihm seinen Hund erschossen hatte. Ich war gerade im Walde und half dem Herrn Mylord den bösen Jungen fassen. Da trat ein Mann aus dem Walde und schlug mich mit dem Büchsenkolben nieder. Herr Mylord wollte mich vertheidigen; wie die Beiden sich aber erkannten, haben sie sich mit der Faust gedroht und sich nachher den Rücken gewendet und ich glaube, beim Auseinandergehen haben sie ein Duell verabredet.“

„Und wer war es, der Sie geschlagen hat?“

„Wird mich die Behörde auch wirklich schützen?“

„Ja.“

„Es war Herr Hektor von Mauséjour.“

„So?“ sagte der Beamte. „Nun mein Freund, wenn Herr von Mauséjour für einen Wilddieb Partei ergriffen hat und Lord Helmuth für Sie, und wenn die Herren sich herausgefordert haben, so beweist das nicht im mindesten, daß ein Mann, der sich eines anständigen Rufes erfreut, gerade den meuchlerisch umbringen wird, mit dem er sich schlagen sollte. Wenn das Alles ist, was Sie wissen . . . .“

„Nun,“ sagte Maubert, „eins ist doch gewiß, daß Herr Hektor auf den Herrn Mylord gewaltig aufgebracht war.“

„Weshalb?“

„Na, wegen des Fräuleins vom Schlosse La Fresnaie! Das wissen Sie doch, daß Fräulein Bertha mit dem Herrn Mylord jetzt auf dem besten Fuße stand?“

Doktor Rousselle, bis dahin unbeweglich und stumm, zuckte bei dieser Aeußerung des Bettlers zusammen.

Der Substitut bemerkte: „Die Verheirathung Lord Helmuths mit Fräulein von La Fresnaie mußte denn doch dem Herrn von Mauséjour sehr gleichgültig sein.“

„Glauben Sie?“ erwiderte Maubert.

„Gewiß!“ sagte der Substitut, der in der Aussage des Bettlers den Beweis für Hektors Unschuld zu sehen schien. „Ich glaube es um so mehr, als ich immer sagen hörte, daß die beiden Familien verfeindet sind.“

„Das hat Herrn Hektor nicht abgehalten, Fräulein Bertha zu lieben.“

„So?“ rief der Beamte überrascht.

„Und Fräulein Bertha, Herrn Hektor zu lieben.“

„Sind Sie dessen gewiß, was Sie da vorbringen?“ rief der Beamte aufgeregt.

„Der beste Beweis ist, daß sie ein Kind haben,“ schloß Maubert.

„Hüten Sie Ihre Zunge!“ sagte der Beamte. „Sie werden beweisen müssen, was Sie sagen.“

„Na, das ist nicht schwer,“ sagte Maubert. „Fragen Sie doch den Herrn Doktor da. Die Kleine, die für das Kind seiner Magd gilt, ist ja bei ihm in Pflege.“

Und triumphirend wandte sich Maubert, dessen demüthiges Wesen plötzlich ganz verschwunden war, zu dem von dieser Enthüllung ganz niedergeschmetterten Doktor um. Es war ein vollständiger Theatercoup.

Noch nie in seinem Leben hatte Doktor Rousselle, der untadelhafte Mann, gelitten, was er in diesem Augenblicke litt. Dieser tückische elende Mensch durfte ihn anschuldigen. War nicht eine Art moralischer Mitschuld zwischen ihm und dem Mörder festgestellt, durch die Behauptung, daß das Kind des

Fräulein von La Fresnaie und Hektors bei ihm verborgen sei? Doch er faßte einen kurzen Entschluß und um allen Weiterungen zu begegnen, wandte er sich zu dem jungen Beamten und sagte: „Es ist wahr. Ich bin in einer Nacht vor etwa zwei Jahren zu Fräulein von La Fresnaie, die in Todesgefahr schwebte, gerufen worden und habe zwei Stunden nachher beim Verlassen des Schlosses ein Kind in meinen Mantel fortgetragen."

„Na, sehen Sie wohl?" sagte der Bettler triumphirend.

Der Doktor warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Woher weißt Du das Alles, Du Lump?" sagte er.

„Na," erwiderte der Bettler cynisch, „es heißt ja, ich kann hexen, da darf Sie das nicht wundern!"

„Herr Substitut," begann Doktor Rousselle, dem die seltsame Verwicklung der Situation Muth und Ueberlegung schärfte, „ich weiß nicht, wie jetzt das Gericht entscheiden wird, bitte Sie aber, mich anzuhören."

„Sprechen Sie," sagte der Beamte.

„Zwei Menschen haben gegen Herrn Hektor von Mausséjour eine furchtbare Anklage erhoben; der eine der Beiden ist todt, hier steht der andere. Ob der erste in gutem Glauben sein Zeugniß abgegeben hat, das können wir nicht mehr sicher stellen; hier aber den zweiten können Sie zwingen, die volle Wahrheit zu sagen."

„Die Wahrheit?" sagte Maubert, mit seinen kleinen Augen den Doktor durchbohrend, in dem er einen Feind ahnte. „Die Wahrheit habe ich schon gesagt: Herr Hektor hat den Herrn Mylord umgebracht."

„Das ist vielleicht ein Theil der Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit."

Doktor Rousselle maß nun seinerseits Maubert mit den Augen und Maubert fühlte, daß er vor diesem Blick zu zittern

anfing. Die Persönlichkeit des Doktors übte in diesem Augenblick einen so beherrschenden Einfluß aus, daß selbst der Staatsanwalt ihm gegenüber vollständig in den Hintergrund trat, und als sei die Untersuchung seines Amtes, nahm er den Faden des Verhörs selbstständig wieder auf.

„Erlauben Sie mir, Herr Substitut, diesem Mann eine Frage vorzulegen. Wenn diese geheimnißvollen Beziehungen zwischen Fräulein von La Fresnaie und Herrn von Mauséjour bestanden: wie hat Lord Helmuth auf seiner Absicht, Fräulein von La Fresnaie zu heirathen, bestehen können?"

Maubert, der die Falle, die ihm gelegt war, nicht merkte, antwortete naiv: „Gerade deswegen konnte er ja Herrn Hektor nicht leiden; in das Fräulein war er eben verliebt."

„Sie hören es, mein Herr," sagte der Doktor zu dem Beamten, „dieser Mensch gesteht zu, daß Lord Helmuth Herrn von Mauséjour gehaßt hat. Mein Beruf hat mir oft Gelegenheit gegeben, die Menschen bei dem Ausbruch der häßlichsten Leidenschaften zu überraschen und die menschliche Seele nach allen Seiten kennen zu lernen."

Der Beamte nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Lord Helmuth," fuhr der Doktor fort, „nannte noch im Tode den Namen des Herrn von Mauséjour, aber mehr mit dem geheimen Hasse eines Nebenbuhlers, als mit der gerechten Empörung eines unglücklichen Opfers, welches im letzten Augenblick des Lebens die Vergeltung gegen seinen Mörder anruft. Und dieser Mensch hier, der seine Anklage mit einer so sorgfältig geordneten Reihe von Umständen zu erhärten sucht, dieser Mann behauptete eben noch, er wisse von nichts, that sehr ängstlich und spielte eine abscheuliche Komödie."

„Das habe ich gleichfalls bemerkt," sagte der Substitut.

„Nun denn, es ist nicht meine Sache, der Gerechtigkeit ihren Weg vorzuzeichnen; ich bitte Sie aber, nichts zu überstürzen,

die Mauséjours sind seit Jahrhunderten eine im Lande hochverehrte Familie."

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, die Gerechtigkeit wird die Schuldigen zu finden wissen, ohne die Unschuldigen zu berühren."

„Darf ich mich zurückziehen?" fragte der Doktor.

„Ja, Sie haben mir Ihr Wort gegeben."

Maubert fühlte sich erleichtert und seine Keckheit erwachte wieder. „Ich kann nun wohl auch gehen, Herr Richter?" sagte er.

„Gleich!" antwortete der Beamte, welcher den Doktor zur Thür hinausbegleitete. Hier sagte der Letztere leise: „Mein Herr, ich bitte Sie im Namen des Eifers für die Wahrheit, den wir Alle haben müssen: lassen Sie diesen Menschen nicht entwischen; ich bin überzeugt, er weiß Alles, und der, den er anklagt, ist nicht der wahre Schuldige."

Maubert war wieder unruhig geworden. „Kann ich denn noch nicht gehen?" sagte er.

„Nein," sagte der Substitut,

„Warum denn nicht?" fragte er trotzig.

„Es ist meine Pflicht, Sie zu verhaften."

„Mich?" rief Maubert erschrocken.

Der Beamte lächelte. „Sie fürchteten sich ja eben noch so sehr davor, in Freiheit zu bleiben, weil Sie von Feinden umgeben wären. Nun wohl, die Gerechtigkeit nimmt Sie in ihren Schutz."

Der Beamte gab dem Wachtmeister ein Zeichen und dieser legte Maubert die Handschellen so schnell an, daß er gar nicht recht Zeit hatte, sich von seiner Ueberraschung zu erholen und von Neuem zu versichern, daß er unschuldig sei.

Inzwischen fuhr der Doktor auf seinem schlechten Wägelchen mit

großer Eile nach St. Florentin zurück und peitschte mit fieberhafter Aufregung sein armes Pferd.

Die einzige fahrbare Straße nach St. Florentin führte in ziemlich gleicher Entfernung zwischen den beiden feindlichen Schlössern durch. Der Doktor wußte, an einer gewissen Stelle würde er am Ende einer Baumallee die rothe Façade von La Fresnaie sehen und ein Stückchen weiterhin an dem Teiche vorbeifahren, in welchem Mauséjour seine bemoosten Thürme spiegelt; gerade deswegen hatte er solche Eile, denn er wollte fort aus der Nähe dieser beiden Schlösser, auf welche die Verzweiflung bald wie ein Donnerschlag hernieder schmettern mußte. Noch vor zwei Stunden war der Doktor überzeugt: Niemand anders als Hektor von Mauséjour könne der Mörder Lord Helmuth's sein; jetzt nach Mauberts Aussage war ihm das zweifelhaft geworden.

Eine Stunde, nachdem er von Neuhaus abgefahren war, kam der Doktor an dem Punkte vorbei, wo der Weg von La Fresnaie in die Hauptstraße mündet. Ein paar Hundert Schritte davon ging jenseits des Straßengrabens ein Mann, der vom Schlosse zu kommen schien, mit der Flinte auf dem Rücken ruhig seines Weges. Die Entfernung verhinderte den Doktor, diesen Mann zu erkennen.

Ob man wohl im Schlosse von dem tragischen Tode Lord Helmuths etwas wußte? Der Doktor hatte sein Ehrenwort gegeben, Herrn von Mauséjour nicht vor der schrecklichen Anklage zu warnen — aber nichts anzuhören, was man ihm etwa sagen würde, dazu hatte er sich nicht verpflichtet. Er hielt also an, um den Mann näher kommen zu lassen und ihn nach irgend etwas Gleichgültigem zu fragen. Doch plötzlich fuhr er zusammen, denn er erkannte Hektor von Mauséjour.

Während der Doktor noch ungewiß war, ob er seinem Versprechen getreu auf und davon fahren oder ob er seiner Neu-

gier nachgeben sollte, hatte auch Hektor den Wagen des Doktors erkannt und, seine Schritte beschleunigend, ihm lebhaft „Guten Morgen!“ zugerufen.

„O mein lieber Doktor,“ rief Hektor, während er näher kam, „wenn Sie wüßten!“

Je kürzer die Entfernung wurde, desto deutlicher vermochte Doktor Rousselle, dem der Angstschweiß auf die Stirn trat, zu erkennen, daß Hektors Antlitz vor Entzücken strahlte und daß sein Auge leuchtete.

„Liebster Doktor, wenn Sie wüßten!“ wiederholte Hektor, indem er vollständig herankam.

Trunken war er nicht, aber er schien beinah unter dem erdrückenden Gewicht eines unerwarteten Glückes zu taumeln. Er sprang auf den Wagen hinauf, umarmte den Doktor und sagte: „Errathen Sie denn nicht?“

„Nein,“ sagte der Doktor.

„In der That, das können Sie nicht errathen. Stellen Sie sich vor, der Friede ist geschlossen.“

„Der Friede?“

„Ja, zwischen La Fresnaie und Mauséjour.“

Ein Schauder durchlief den Doktor.

„Meine Mutter und Herr von La Fresnaie haben sich versöhnt.“

„Ist es möglich? Wie denn? wann denn?“ fragte der Doktor, der die Wucht so vieler furchtbaren und unerwarteten Aufregungen kaum noch ertragen konnte.

„Heute Morgen ist meine Mutter nach La Fresnaie gegangen, Bertha an der Hand führend. — Ist es wohl zu glauben, lieber Doktor,“ fuhr Hektor fort, „daß zwei edle Geschlechter sich so Jahrhunderte lang gegenseitig mit blutigem Hasse verfolgt haben, indem sie sich gegenseitig Verrath vorwarfen und Beide den Namen des wahren Verräthers hoch

verehrten?“ Und er erzählte athemlos dem Doktor die zwiefache Erzählung von der Belagerung der Burg St. Ermel und von dem teuflischen Streich des Sir Duncan.

Die Baronin hatte sich entschlossen, dem Grafen gegenüber den ersten Schritt zu thun. Der Graf wäre fast vom Schlage gerührt worden, als er seine Feindin unter seinem Dache sah; er hatte aber die Baronin angehört, hatte sich überzeugen lassen und sich der beiden Kinder erbarmt, die sich liebten und auf den Knien baten, er möge sie den einzigen Fehler ihres Lebens wieder gut machen lassen.

Und während Hektor dies Alles erzählte, hinzufügend, er habe seine Mutter im Schlosse La Fresnaie gelassen und gehe nach Mauséjour, um seinen Bruder zu holen, während er dies lächelnd und mit Thränen der Rührung erzählte, dachte der Doktor bei sich: „Nein, unmöglich kann dieser Mann des Verbrechens schuldig sein, dessen man ihn anklagt.“

„Und wissen Sie,“ setzte Hektor hinzu, „wer der Nachkomme Sir Duncans, des Verräthers, ist?“

„Nein,“ sagte der Doktor.

„Lord Helmuth. O der Elende! Er darf nie wieder in La Fresnaie erscheinen, der Graf würde ihn von seinen Leuten hinauswerfen lassen.“

„Da würde er wohl Recht haben,“ stammelte der Doktor, dem die Haare zu Berge standen. Hektor wußte nicht einmal, daß Lord Helmuth todt war!

„Herr von Mauséjour,“ sagte der Doktor, der sich wie auf die Folter gespannt fühlte und alle seine Kräfte zusammennehmen mußte, um sich zu beherrschen, „Ihre Nachricht macht mich glücklich. Ich wünschte wohl, nach La Fresnaie fahren zu können, um Fräulein Bertha zu gratuliren; aber . . .“

„Ich weiß, lieber Doktor, Ihre Patienten.“

„Ja, ja, ich habe mich so sehr verspätet.“

„Nun, dann fahren Sie nur, ich halte Sie nicht länger.“ Und Hektor sprang hinab. „Sie können sich wohl denken, daß Sie, ehe noch zwei Tage vergehen, von Bertha und mir einen Besuch erhalten werden.“

„Ja, ja,“ sagte der Doktor, „ich rechne darauf.“ Und krampfhaft schlug er auf sein Pferd los, das weit ausgreifend sich in Trab setzte. —

In der glücklichsten Stimmung von der Welt und schnellen Schrittes eilte Hektor nach dem väterlichen Schlosse zurück. Er schlug den kürzesten Weg ein, auf welchem er die kleine Straße zwischen Jargeau und La Mothe-Beuvron zu durchschneiden hatte. Als er diese Straße, die gewöhnlich wenig besucht ist, erreichte, sah er eine Art Auflauf inmitten derselben. Sieben oder acht Holzhauer und Viehhirten waren zusammengetreten, sie schienen ein lebhaftes Gespräch zu führen und sahen Alle nach einem beweglichen schwarzen Punkte, der in der Ferne verschwand, sich deutlich von der weißen staubigen Straße abhebend.

„Wonach sehen Sie denn da?“ fragte Hektor.

Die Leute grüßten ihn und einer von Ihnen nahm das Wort. „Es sind die Gendarmen, die eben vorbei gekommen sind.“

„Die Gendarmen?“

„Sie kommen aus Neuhaus und führen den Mörder mit sich.“

„Welchen Mörder?“ frug Hektor, erstaunt stehen bleibend.

„Maubert, den Lahmen,“ fuhr der Holzhauer fort, „denn man muß wohl glauben, daß er den Schuß gethan hat, da die Gendarmen ihm Handschellen angelegt haben.“

„Wen hat er denn ermordet?“ fragte erstaunt Hektor, der im Uebrigen den Bettler als einen Schurken kannte und ihn eines Verbrechens durchaus fähig hielt.

Die Holzhauer sahen bei seiner Frage einander verwundert an. „Na, Sie wissen doch, junger Herr ...." sagte einer von ihnen.

„Nichts weiß ich," sagte Hektor.

„Es ist ja nicht möglich, man weiß es ja jetzt schon in La Mothe-Beuvron."

„Aber was denn?"

„Man hat ja sogar in der Nacht den Doktor Rousselle aus St. Florentin geholt."

Hektor bemerkte unbefangen: „Den Doktor habe ich in der That getroffen, er hat mir aber nichts gesagt."

Die Bauern schüttelten die Köpfe und sahen sich mit ungläubiger Miene an.

„Na, wenn Sie den Doktor Rousselle getroffen haben," sagte einer der Hirten, „so müssen Sie doch ebenso gut wissen wie wir, daß man den Herrn Mylord ermordet hat."

Hektor stieß einen Schrei aus.

„Lord Helmuth?"

„Na freilich!" sagte einer der Holzhauer.

Hektor war furchtbar bleich geworden, sein ganzer Körper war von einem nervösen Zittern ergriffen. Er ließ seiner Aufregung freien Lauf. In dieser letzten unerwarteten Sühne, in dieser Züchtigung, die der Sünde so schnell folgte, glaubte er die rächende Hand der Vorsehung zu sehen.

Nichts von den Auslegungen ahnend, welche die Bauern seinem Benehmen geben würden, sprang er über den Graben und lief in höchster Aufregung in den Wald hinein, ohne den Leuten auch nur Adieu zu sagen, die ihm den Tod Lord Helmuths mitgetheilt hatten.

„Na, das war stark!" murmelte der Holzhauer, der zuerst mit Hektor gesprochen. „Hast Du gesehen, was der für ein Gesicht gemacht hat?" sagte ein anderer.

„Das soll mir doch keiner ausreden," sagte der erste, „daß Herr Hektor ebenso viel davon gewußt hat wie wir."

„Pah!" sagte ein Dritter, „wenn er es gewußt hätte, da hätte es doch nicht solche Wirkung auf ihn gehabt."

„Ei, das ist kein Grund!"

„Wie so?"

„Na, schon gut. Ich weiß, was ich sage," — und dabei zuckte er unmerklich mit den Schultern.

„Ei, ei, was willst Du denn sagen, Hans?" fragte einer der Hirten.

„Ich? Gar nichts!"

„Du scheinst doch gewaltig klug zu sein."

„Na, Ich bin halt Tag und Nacht im Walde."

„Du warst wohl gar auch im Walde, wie die Geschichte passirt ist?"

„Schon richtig! Ich habe den Schuß gehört, seht Ihr wohl, und eine Viertelstunde vorher habe ich Herrn Mylord begegnet, und wieder eine Viertelstunde vorher in demselben Forstschlage habe ich Herrn Hektor getroffen."

Die Bauern stutzten und sahen sich an.

„Aber," sagte der Holzhauer, „was geht das mich an? Wenn Maubert verhaftet ist, so wird es wohl Maubert gewesen sein, der geschossen hat! — Guten Tag und guten Weg!" Und der Holzhauer warf sein Beil über die Schulter und schlug sich in den Wald, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen.

Hektor, der voller Aufregung das Boot bestiegen und schon fast die Mitte des Teiches erreicht hatte, sah plötzlich am entgegengesetzten Ufer einen Menschen ihm entgegenkommen und lebhafte Bewegungen mit den Armen machen, die er nicht verstand. Er erkannte Chevrette, die seit zwei Tagen ihrer Brandwunden wegen das Bett hütete. Warum war sie aufgestanden?

Was wollte sie mit ihren Bewegungen sagen? In Mausé-jour mußte irgend etwas Außerordentliches vorgekommen sein!

Er verdoppelte seine Anstrengungen, um das Ufer möglichst schnell zu erreichen. Als Chevrette dies sahe, warf sie ohne Zögern den Kittel ab, zog die Schuhe aus und sprang schnell entschlossen ins Wasser. Hektor, höchst erstaunt, sah sie zu ihm heranschwimmen. Nunmehr hielt er an, um abzuwarten, was dies bedeuten sollte. In weniger als zehn Minuten hatte sie den Kahn erreicht, klammerte sich am Bord an und flüsterte: „Retten Sie sich, Herr Hektor!“

„Weshalb und vor wem soll ich mich retten?“ Chevrette sah höchst niedergeschlagen aus, ihr Gesicht zeigte die furchtbarste Angst. „Die Polizei ist im Schlosse,“ sagte sie.

„Polizei?“

„Ja, ein ganz schwarz angezogener Mann und zwei Gendarmen.“

„Was wollen sie?“ fragte Hektor.

„Sie kommen, um Sie zu verhaften.“

„Mich?“ rief Hektor und seine Stimme klang zugleich so erstaunt und so ungläubig, daß Chevrette rief:

„Sie haben also den Engländer nicht umgebracht?“

Hektor stieß einen solchen Schrei des Entsetzens aus, daß Chevrette ihm zu Füßen fiel.

„O verzeihen Sie mir, ich bin toll geworden, aber sie haben es gesagt und ich habe es geglaubt.“

„Wer hat es gesagt?“ rief Hektor.

„Der schwarze Mann und die Gendarmen.“

Hektor wurde todtenblaß. Chevrette bemächtigte sich des Ruders, um nach dem Orte, wo Hektor eingestiegen war, zurückzufahren. Der junge Mann war so bestürzt, daß er anfänglich sich nicht wiedersetzte.

„Vor einer Viertelstunde sind sie angekommen,“ sagte Che-

vrette; „sie haben sich in der Küche eingeschlossen, aber ich habe durch die Thür Alles gehört, was sie sagten.“

„Und was sagten sie?“

„Sie hätten den Engländer getödtet und müßten trotz aller Rücksicht gegen die Familie verhaftet werden.“

„Wer klagt mich eines solchen Verbrechens an?“ rief Hektor.

„Ich weiß es nicht,“ fuhr Chevrette fort. „Ich selber habe geglaubt, Sie hätten in der letzten Nacht den Engländer im Walde getroffen, Sie hätten sich duellirt und man wäre nun der Meinung, Sie hätten ihn ermordet!

„Ich versichere Dich,“ sagte Hektor, „das ist Alles nicht wahr.“

Inzwischen bemerkte er, daß sie sich vom Schlosse entfernten. „Halt,“ sagte er, „zurück nach dem Schlosse!“

„Wollen Sie sich nicht retten?“

„Nein, ich bin nicht schuldig.“

„Aber sie behaupten es.“

„Wenn ich fliehe, gebe ich ihnen Recht. Hast Du für dich selber Furcht,“ sagte Hektor, „so verstecke dich irgendwo.“

„Ich Furcht haben? Wenn Sie in Gefahr sind? O nein!“ erwiderte Chevrette, der der Angstschweiß von der Stirn lief.

Als sie ins Haus traten, kam ein alter Kammerdiener ihnen entgegen.

„Herr, Herr,“ rief er ihm zu, „der kaiserliche Prokurator ist hier mit zwei Gendarmen. Sie haben nach Ihnen gefragt, und als man ihnen sagte, daß Sie abwesend seien, haben sie gesagt, sie würden Ihre Rückkehr erwarten.“ Und mit bebender Stimme setzte der Alte hinzu: „Noch nie ist die Polizei in dieses Haus gekommen.“

Hektor erwiderte nichts. Das Haupt stolz erhoben, wie es einem Manne gebührt, der eines Verbrechens unschuldig angeklagt ist, trat er mit der vollkommensten äußerlichen Ruhe in die Küche,

wo die Behörde sich befand, ein. Konnte ein Verbrecher so aussehen?

„Mein Herr,“ sagte er zu dem Gerichtsbeamten, „ich bin der, den Sie wahrscheinlich suchen. Ich heiße Hektor von Mauséjour ...“

„Herr von Mauséjour, die Rücksicht gegen Ihre Familie veranlaßt mich, so schonend als möglich vorzugehen,“ erwiderte der Beamte, „indeß es lastet der Verdacht eines schweren Verbrechens auf Ihnen.“

„Ich weiß es,“ rief Hektor, „Lord Helmuth ist heute Nacht ermordet worden und ich werde der That beschuldigt.“

Der Beamte horchte erstaunt auf; woher wußte Hektor von der Anklage? War das nicht die Stimme des bösen Gewissens?

„Ganz richtig, man klagt Sie dieses Verbrechens an.“

„Aber wer klagt mich an?“

„Lord Helmuth selbst hat, ehe er verschied, Ihren Namen genannt.“

„Ha! Der Schurke,“ rief Hektor entrüstet.

„Und noch ein Zweiter klagt Sie ebenfalls an.“

„Maubert ohne Zweifel,“ fiel Hektor ein.

Er sagte dies wohl mit wegwerfendem Tone, doch den Beamten, der ihn so gern unschuldig gefunden hätte, machte diese Antwort noch viel bedenklicher.

„Vielleicht, vielleicht!“ sagte er.

„Ich habe den Schelm neulich abgestraft; nun ist er natürlich mein Feind,“ fügte Hektor hinzu. „Lord Helmuth war von mir beleidigt, und ich habe gestern den ganzen Tag seine Sekundanten erwartet, sie sind aber nicht gekommen.“

Ein Hoffnungsschimmer zeigte sich dem Beamten von ferne.

„Können Sie beweisen, daß Sie gestern den ganzen Tag zu Hause gewesen sind?“ fragte er.

„Gewiß,“ erwiderte Hektor.

„Auch zwischen neun Uhr Abends und Mitternacht?“

Hektor erbleichte; er entsann sich, daß es gerade neun Uhr gewesen war, als er fortging, um sich nach La Fresnaie zu schleichen.

„In der That, des Abends bin ich ausgegangen.“

„Und sind nach Mitternacht heimgekehrt?“

„Das ist nicht zu leugnen.“

Die Beweise häuften sich; es war schwer, Schuld und Unschuld hier zu scheiden. Hektor fühlte es und fing an, den Kopf zu verlieren.

„Ich kann Ihnen nur eines sagen, ich bin unschuldig.“

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie es beweisen könnten,“ erwiderte ihm ernst und mit Stirnrunzeln der Beamte, dem die wachsende Unruhe Hektor's nicht entging.

Draußen ließ sich Lärm vernehmen, der Graf von La Fresnaie war so eben angekommen. Kurze Zeit nach Hektor's Aufbruch war das Gerücht von der Ermordung des Lords nach La Fresnaie gedrungen.

„Gott im Himmel! Was geht hier vor?“ hatte Bertha entsetzt ausgerufen. „Reite nach Neuhaus, bester Vater, und nach Mauséjour, erkundige Dich und bringe mir Hektor wieder hierher.“

Ein dunkles Vorgefühl drohender Gefahren beschlich das Fräulein, als müßte dieser plötzliche Todesfall den kaum erstandenen Bau ihres Glückes wieder vernichten.

Herr von La Fresnaie fühlte sich von ähnlichen Ahnungen ergriffen; er ritt schnurstracks nach Mauséjour und erfuhr unterwegs die Verhaftung Maubert's, sowie die Ankunft der Beamten in Mauséjour. Hatte sein Erscheinen auf feindlichem Gebiete schon in hohem Grade die Verwunderung der Bauern erregt, so war die Dienerschaft des Schlosses beinah entsetzt vor ihm zurückgeprallt, als er vom Pferde sprang und nach

Hektor fragte. Er wurde sofort in das Zimmer gewiesen, wo das Verhör stattfand.

Wie Hektor ihn erscheinen sah, stürzte er ihm entgegen mit den Worten: „Lieber Vater!“

Lieber Vater! So nannte Hektor von Mauséjour den Grafen von La Fresnaie, seinen Todfeind? Das war wieder eine Ueberraschung, gleich einem Theatercoup, die aber diesmal den Beamten traf. Alle seine Combinationen schienen ihm fehl zu gehen.

„Beruhige Dich, mein Sohn!“ erwiderte der Graf und setzte zu dem Staatsanwalt gewandt hinzu: „Herr von Mauséjour ist seit gestern der Bräutigam meiner Tochter!“

„Herr Graf, auch Lord Helmuth ist mit Ihrer Tochter verlobt gewesen.“

„Das ist die Wahrheit.“

„Lord Helmuth ist in der letzten Nacht ermordet worden.“

„Ich habe es soeben erfahren.“

„Und er hat im Sterben Herrn von Mauséjour als den Thäter bezeichnet.“

„Dessen war er freilich fähig,“ sagte kalt und verächtlich der Graf, „als ein Nachkomme des Verräthers Sir Duncan konnte er sein Blut nicht verleugnen.“

„Erklären Sie sich deutlicher!“

Der Graf gab dem Beamten in aller Kürze die Geschichte der Familienfeindschaft und ihrer Lösung. Seine ganze Haltung, seine Sprache, sein Stolz und sein Freimuth machten den lebhaftesten Eindruck auf den jungen Substitut, der zum ersten Mal sich einem der alten feudalen Barone gegenübersah und sogleich den Mann von echtem Schrot und Korn in ihm erkannte. Der Graf schloß mit den Worten: „Gestern noch war dieser junge Mann mein Todfeind, heut ist er mein Freund und in vier

Wochen mein Sohn. Glauben Sie, daß ich dies sagen würde, wenn ich ihn eines Verbrechens für fähig hielte?"

„Herr Graf! Ich fühle mit Ihnen, aber die Beweise sind gegen Herrn von Mauséjour!"

„Welches sind diese Beweise?"

„Ein reicher angesehener Grundbesitzer wird im Walde ermordet aufgefunden, und von seinen Habseligkeiten fehlt nichts; Uhr, Börse, Ringe, alles ist unangetastet. Nur ein einziger Mensch hat allem Anschein nach Interesse an seinem Tode und gerade diesen bezeichnet der Schwerverwundete in seinen letzten Augenblicken als den Thäter, und wie wenn sein eignes Zeugniß nicht genügte, beruft er sich noch auf ein anderes, und dieses andere stimmt mit dem seinigen genau überein; überdies haben Holzhauer gestern Abend kurz vor 9 Uhr Herrn von Mauséjour grade an der Stelle gesehen, wo einige Minuten später Lord Helmuth zu Tode getroffen wurde."

Der Graf bemühte sich diese Verdachtsmomente zu entkräften. Während Hektor ganz den Kopf verloren hatte und gegen die Wucht der Anklage kein Wort der Vertheidigung fand, sprach der Graf mit vollkommner Klarheit und Ruhe, so daß er schließlich die Ueberzeugung des Beamten erschütterte.

„Streng genommen," sagte dieser, „wäre es meine Pflicht, Herrn von Mauséjour sofort zu verhaften und nach Orleans ins Gefängniß zu schicken. Indeß auf Grund meiner discretionären Gewalt als Prokurator will ich die Untersuchung noch zu vervollständigen suchen und will Herrn von Mauséjour, der seinerseits alles Mögliche hervorsuchen kann, um seine Unschuld darzuthun, dieses Schloß hier zum Gefängniß anweisen. Er mag sich ein Zimmer wählen und dann gefälligst die Gesellschaft des Gendarmen-Wachtmeisters annehmen."

„Ich bitte Sie um noch eine Gunst," sagte der Graf. „Das Zeugniß des Lords, der in seinem Benehmen gegen meine

Tochter nichts weniger als loyal sich bewiesen hat, und der Herrn von Mauséjour aus Eifersucht haßte, weil er die Liebe meiner Tochter zu Hektor kannte — ich weiß nicht woher — erklärt sich mir als ein Racheact: er wollte noch im Sterben seinen Nebenbuhler vernichten.

„Wie erklären Sie aber das Zeugniß des Bettlers?“ fragte der Beamte.

„Herr von Mauséjour hat Maubert hart gezüchtigt, als er ihn dabei betraf, wie er einen armen Jungen mißhandelte. Auch seine Anklage erscheint mir als eine Rache.“

Der Staatsanwalt schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich bitte Sie dringend nur um Eines,“ sagte Herr von La Fresnaie, „entlassen Sie Maubert nicht der Haft.“

„Es sei,“ sagte der Beamte, „aber wie erklären Sie die Abwesenheit des Herrn von Mauséjour während mehrerer Stunden der Nacht.“

„Er ist während dieser ganzen Zeit, theils hier, theils in La Fresnaie gewesen in meiner Gesellschaft oder in der meiner Tochter. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und ein La Fresnaie hat nie gelogen!“

Mehrere Stunden waren seit diesem Gespräche verflossen. Madame von Mauséjour und Bertha hatten, als ihnen so glimpflich als möglich die Anklage gegen Hektor mitgetheilt worden war, jeden Verdacht sofort mit Entrüstung zurückgewiesen, Hektors Bruder desgleichen. Die Verhaftung Hektors war nirgends bekannt geworden. Der Beamte setzte seine Nachforschungen fort. Aber die Aussagen der verschiedenen Zeugen, namentlich der Holzhauer, die Hektor am Abend vorher begegnet hatten, und der Hirten, welche Zeugen seiner Verwirrung gewesen waren, als er den Tod Lord Helmuth's erfuhr, brachten nichts für seine Unschuld bei, im Gegentheil, sie erschwerten seine Lage. Der ganze Tag verlief damit, die Nacht kam her-

an. Herr von La Fresnaie hatte den Weg von La Fresnaie nach Mauséjour wohl zehn Mal zurückgelegt.

„Herr Graf," sagte endlich der junge Beamte, „ich muß dieser peinlichen Lage ein Ende machen. Wenn morgen um diese Stunde nicht irgend eine Thatsache zu Gunsten der Unschuld des Herrn von Mauséjour aufgefunden ist, so bin ich genöthigt, ihn nach dem Gefängniß von Orleans überführen zu lassen."

Der Graf war niedergeschlagen; er antwortete nicht. Ein Umstand fiel ihm auf: daß der junge Bursch, den Maubert mißhandelt hatte, ganz verschwunden war. In der That hatte sich Chevrette den ganzen Tag nirgends sehen lassen. —

Zweiter Theil.

Chevrette.

Was war aus Chevrette geworden? War sie aus Furcht vor den Gendarmen entflohen? Nein! Hektor hatte sie dem Tode entrissen, für Hektor hätte sie jetzt ihr Leben geopfert! Was wollte ihr Unglück bedeuten, gegenüber dem Unglück, das auf ihrem Wohlthäter lastete? Sie glaubte an Hektors Unschuld. Wer aber war der Schuldige? So fragte sich Chevrette, und wie von einer himmlischen Eingebung beseelt, faßte sie einen heroischen Entschluß. „Ich will den wahren Schuldigen finden!" sagte sie zu sich.

Im Walde aufgewachsen, mit jedem Geräusch der Einsamkeit vertraut, scharfsichtig und mit feinem Gehör begabt wie ein Indianer, war sie wohl am Besten für die eigenthümliche Jagd geschaffen, die sie unternehmen wollte. Sie wandte sich nach dem Schauplatz des Verbrechens, überzeugt, dort eine Spur des Mörders zu finden. Um nicht bemerkt zu werden, verbarg sie sich auf einem Baume, bis der Abend hereingebrochen war, denn

während des Tages wurde die Stelle nicht leer von neugierigen Bauern und Holzhauern, welche die Blutlache, in der man Lord Helmuth gefunden hatte, betrachteten.

Es war eine herrliche Vollmondsnacht. Eben jene Blutlache warf die Strahlen des Mondes lebhaft zurück. Lord Helmuth war zehn Schritte von einem großen Gebüsch gefunden worden. Als die Polizei den Ort des Verbrechens untersucht hatte, war sogleich festgestellt worden, daß der Mörder in diesem Dickicht auf der Lauer gelegen haben müsse. Chevrette ging vorsichtig um das Gebüsch herum und kam ihrerseits zu der Ansicht, daß Niemand sich in demselben aufgehalten habe. Das dürftige magere Gras und der sandige Boden zeigten keinen frischen Eindruck. Wo also konnte der Mörder verborgen gewesen sein? Auf eine weite Entfernung hin war dieses Gebüsch das einzige; hochstämmige Tannen standen vereinzelt rings umher.

Chevrette ging in weiten und immer weitern Kreisen um den Ort der That herum. Plötzlich sah sie an einem Baum, der wohl 30 Schritte von dem Gebüsch entfernt war, einen zerbrochenen Ast, der nur noch mit der Rinde am Stamme hing. Der Ast war kahl, der Wind konnte ihn also nicht zerbrochen haben, wohl aber konnte er unter der Last eines Menschen gebrochen sein, zumal wenn dieser etwa sich plötzlich lebhaft bewegte. Chevrette ging näher an den Baum hinan, und richtig, gerade unter dem abgebrochenen Aste, fand sie zwei tiefe Fußspuren dicht nebeneinander im Sande, und auch im Umkreis mehrerer Schritte war der Boden stark zertreten. Chevrette schloß scharfsinnig, daß der Mensch, als er aus einer Höhe von fünf Fuß herunterfiel, anfänglich noch hin und her taumelte, ehe er das Gleichgewicht wiederfand. Sie untersuchte den Bruch genauer: er war frisch und datirte schwerlich über die verflossene Nacht hinaus. Sie bemerkte überdies, daß zwei kleine Zweige eine Elle höher ebenfalls abgebrochen waren. Wahrscheinlich hatte der Mensch, als

der starke Ast unter ihm krachte, schnell nach oben gefaßt, um sich festzuhalten. Vorsichtig umschritt Chevrette den Platz, um die Spuren nicht zu zerstören. Da bemerkte sie auch noch dicht bei demselben eine kleine Grube, drei Zoll breit und einen halben Zoll tief. Lange dachte sie vergeblich nach, ehe es ihr klar wurde, daß der Kolben der Büchse diesen Eindruck hinterlassen, als der Mensch im Fallen die Büchse losließ.

Flink wie ein Eichkätzchen kletterte sie nun auf den Baum hinauf, indem sie vorsichtig die Stelle vermied, wo die Zweige abgebrochen waren, und richtete nun, als sie in genügender Höhe angekommen war, ihren Blick nach dem Ort, wo Lord Helmuth getroffen worden war. Das Gebüsch, auf welches die Polizei ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatte, verdeckte diese Stelle keineswegs. Chevrette berechnete die Entfernung; es konnten ungefähr vierzig Schritte sein und das ist nicht zu viel für einen geübten Schützen in einer mondhellen Nacht.

Nun stieg Chevrette wieder herab und als sie in gerader Linie nach der Blutlache zurückkehren wollte, traf plötzlich ihr Blick auf einen weißen Gegenstand in dem gelben Sande. Sie bückte sich und fand ein zerknittertes Papier, das theilweise geschwärzt und an zwei Stellen durchlöchert war. Chevrette war sich klar darüber, daß dies der Pfropfen sei, und die beiden Löcher bewiesen ihr, daß das Gewehr mit zwei Kugeln geladen gewesen.

Sie stieß einen Schrei des Triumphes aus, „Herr Hektor ist gerettet, wenn er beweisen kann, daß er in der letzten Nacht sein Hinterladungsgewehr getragen hat!“

Doch plötzlich brach der kalte Schweiß auf ihrer Stirn aus. Wenn er das auch beweisen kann, wer soll die Gendarmen holen und ihnen dieses Alles zeigen? Sie selbst? War sie nicht in contumaciam zum Tode verurtheilt? Die Furcht vor dem Tode erwachte mächtig in ihr. Sie starrte vor sich hin und wie in einem Traume mit offenen Augen sah sie zwei seltsame Erschei-

nungen. In der einen spielte sie die Hauptrolle. Sie sah sich von Gendarmen umgeben; ein Mann, schwarz gekleidet, im Priestergewande, ging zu ihrer Rechten und bot ihr ein Kruzifix zum Küssen dar; zu ihrer Linken schritt ein anderer schwarz gekleideter, großer starker Mensch mit finstern Augen: der Henker. Die beiden hießen sie in einen Karren steigen, der Karren setzte sich in Bewegung und zog durch die Stadt, Gendarmen voran, Soldaten hinterher. Allenthalben ein Meer von Köpfen! Ein wüstes Geheul von Stimmen schlug an ihr Ohr! der Karren kam an die Loire, er rollte über eine Brücke, da kamen die letzten Häuserreihen der Vorstadt, dann zur Linken eine Kirche und der Kirche gegenüber — Chevrette sah es schaudernd! — erhoben sich zwei große rothe Pfähle: das war die Guillotine. Entsetzt schlug sie die Hände vor das Gesicht und schrie: „Ich will nicht! Ich will nicht!“

Und sie sprang auf, als wollte sie vor dem furchtbaren Gesichte entfliehen, doch plötzlich schien eine unüberwindliche Gewalt sie festzuhalten. Starr sah sie vor sich hin. Noch immer zeigte ihre Einbildungskraft ihr das Schaffot; der Priester und der Henker standen auf der Platform; Chevrette sah den Delinquenten, aber nicht sie war es, es war ein Mann, der ihr den Rücken wandte und nach dem Blocke hinsah. Plötzlich wandte der Mann sich um; Chevrette erkannte ihn und schrie von Neuem auf: es war Hektor von Mauséjour. Der Blick des Verurtheilten wendete sich zu ihr und so fern und versteckt sie auch inmitten der Menge stand, die traurigen und sanften Augen sahen sie an und schienen zu sagen: „Du weißt es, daß ich unschuldig bin!“

Damit war das Drama zu Ende, das heißt Chevrette erwachte aus dem seltsamen Traume, der nur wenige Sekunden gedauert hatte. „O!“ rief sie aus, „ich kann sterben, denn ich bin ja schuldig, aber er soll nicht sterben!“ Und die unbändige Natur des wilden Mädchens richtete sich in voller Energie auf.

Sie legte den Papierpfropfen an die Stelle zurück, wo sie ihn gefunden hatte und machte sich nach dem Schlosse Mauséjour auf.

Der Mond war bereits untergegangen und es war noch dunkle Nacht, als sie das Schloß erreichte. Im Erdgeschoß war ein Fenster erleuchtet, das Fenster des Zimmers, welches die Behörde eingenommen hatte. Chevrette näherte sich leise und sah durch die Fensterscheiben, denn die Läden waren nicht geschlossen worden,

Vor einem mit Papieren bedeckten Tisch am Kamin saßen zwei Männer im Gespäch begriffen, der eine war der junge Beamte, der andere der Graf von La Fresnaie.

Chevrette hatte die Ankunft des Grafen im Schlosse gesehen, und es war ihr bald klar geworden, daß er auf Seiten Hektor's stand. Jetzt sah sein Gesicht so traurig und hoffnungslos aus, daß Chevrettens Herz laut zu schlagen anfing, denn sie dachte daran, wie bald durch sie die Freude hier wieder einkehren würde.

Sie schlich sich von der Rückseite des Gehöftes in das Haus und ehe sie eintrat, horchte sie an der Thür.

„Glauben Sie mir, Herr Graf," sagte eben der junge Beamte, „ich habe noch nie einen so peinlichen Auftrag auszuführen gehabt. In mir vereinigt sich ein Doppelwesen: ich bin Mensch und Justizbeamter. Als Mensch fühle ich, wie sich Alles in mir dagegen sträubt, Herrn von Mauséjour für schuldig zu halten; als Jurist bin ich nicht im Stande, seine Unschuld anzuerkennen. Sie haben ja selbst allen Verhören beigewohnt."

Der Graf seufzte. „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß Hektor unschuldig ist."

Der Beamte hatte keine Zeit zu antworten, denn Chevrette trat mit den Worten ein: „Ich bringe den Beweis seiner Unschuld."

Chevrette war beiden Männern unbekannt, alle beide hielten sie ihrer Kleidung nach für einen Burschen von etwa sechszehn Jahren.

„Wer ist der Mensch?" fragte der Beamte.

„Wie heißt Du?" sagte der Graf.

Chevrette wich beiden Fragen aus und antwortete: „Ich bin es, dem Maubert die Füße verbrannt hat." Sie zeigte auf ihre in Leinenzeug eingewickelten Füße.

Herr von la Fresnaie erinnerte sich sogleich und sagte: „Aha, Du hast also den Hund Lord Helmuths getödtet?"

Chevrette bejahte es mit einem Kopfnicken.

„Und warum hast Du es gethan?" fragte der Beamte.

„Mylord verfolgte mich, um mir einen Brief wegzunehmen, den ich von dem Fräulein an Herrn Hektor bringen sollte, und da er mich nicht einholen konnte, hetzte er seinen Hund auf mich. Der Hund hat mich gebissen. Da, sehen Sie!"

Chevrette zog das Beinkleid in die Höhe und zeigte die schreckliche Bißwunde. „Armer Junge!" riefen beide Herren in einem Aufschrei.

Chevrette fuhr fort: „Da ich kein anderes Mittel hatte, den Hund loszuwerden, habe ich meine Flinte gebraucht."

Die einfache, offene Erzählung nahm den jungen Beamten sofort für Chevrette ein.

„Was willst Du nun hier, mein Freund?" fragte der Graf.

„Ich will den Beweis liefern, daß Herr Hektor unschuldig ist. Wollen Sie mit mir kommen, so will ich Ihnen zeigen, daß Herr Hektor den Schuß nicht gethan haben kann."

„Woher willst Du das wissen?" rief der junge Beamte.

„Wenn Sie erst gesehen haben werden, was ich gesehen habe, so werden Sie mir Recht geben," erwiederte Chevrette so voll Ueberzeugung, daß es seine Wirkung auf die beiden Zuhörer nicht verfehlte.

„Mein Herr,“ rief der Graf, „ich bitte Sie, zögern Sie nicht.“

„Wohin willst Du uns führen?“ fragte der Beamte.

„Dorthin, wo das Verbrechen begangen worden ist.“

„Das ist ja beinahe eine Meile von hier.“

Chevrette setzte sich auf einen Schemel nieder und riß die Lappen von den Füßen ab. Der Graf und der Beamte stießen einen unterdrückten Schrei des Schrecks und Mitleids aus, wie sie die tiefen Wunden an der Fußsohle sahen.

„Armer Junge!“ sagte der Graf.

„Sehen Sie, was ich zu leiden habe! Wenn ich mich nicht bezwänge, so müßte ich bei jedem Schritte schreien, und doch bin ich den Weg gegangen und bin jeden Augenblick bereit, wieder zurückzukehren.“

„Was willst Du uns denn dort zeigen?“

„Kommen Sie nur.“

„Kannst Du uns nicht wenigstens sagen, was Du gesehen hast?“

„Nein, Sie würden es nicht verstehen.“

„Nun wohl,“ sagte der Beamte, dem der Graf einen bittenden Blick zuwarf, „es sei, wir wollen Dir folgen! Wir werden aber den Gerichtsschreiber wecken und mitnehmen müssen.“

„O,“ sagte Chevrette in der Gewißheit ihres nahen Triumphes, „Sie können auch den Wachtmeister und Herrn Hektor mitnehmen, das wäre nur um so besser.“

Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien der Gerichtsschreiber, der in der Eile aufgestanden war, und mit ihm Hektor und der Wachtmeister.

Hektor glaubte, er solle in das Gefängniß von Orleans gebracht werden, und kam ruhig und resignirt herunter. Wie

er Chevrette sah, fuhr er zusammen. Sie rief ihm zu: „Nur Muth, Herr Hektor! Die Herren wollen mit mir gehen; ich werde es ihnen zeigen, daß Sie nicht schuldig sind."

Als die kleine Truppe, der sich auch noch zwei alte Diener aus Mauséjour anschlossen, im Begriff war aufzubrechen, wandte sich Chevrette an den Beamten und sagte: Herr Richter, hat Herr Hektor nicht in der letzten Nacht beim Ausgehen ein Gewehr mitgenommen?"

„Gewiß!" sagte Hektor, „ich gehe nie ohne mein Gewehr."

„So fragen Sie doch Herrn Hektor," fuhr Chevrette fort, „was für ein Gewehr er hatte."

„Wozu diese Frage?" bemerkte der Beamte.

Hektor antwortete: „Mein Herr, wir haben im Schlosse fünf Jagdgewehre; zwei gehörten meinem Vater, zwei gehören mir."

„Uud das fünfte?"

„Das fünfte gehört Niemandem und Allen. Es ist ein altes Perkussionsgewehr, das für den Hausdienst bestimmt und immer geladen ist."

„Nun, dieses Gewehr möchte ich gern sehen," sagte Chevrette.

„Ja, aber was soll das?" sagte der Substitut zögernd.

„Um Gottes willen, Herr," rief der Graf, „geben Sie den Einfällen des Jungen nach. Wenn man die Wahrheit wissen will, darf man nichts vernachlässigen."

Der Beamte winkte zustimmend.

Hektor sagte: „Das Gewehr, wovon man spricht, befindet sich im Zimmer meiner Mutter, in der Ecke neben dem Kamin."

Auf einen Befehl des Beamten wurde es geholt. Es war noch geladen.

„Herr Wachtmeister," sagte Chevrette, „sehen Sie doch zu, seit wann das Gewehr geladen ist."

Der Wachtmeister nahm die Flinte, es war eine Doppelflinte; er streckte den kleinen Finger in beide Läufe, er zog die Hähne zurück und sah eine Lage von Grünspan auf den Zündhütchen. „Das Gewehr ist mindestens seit einem halben Jahre nicht abgeschossen," sagte er.

„Dann kann also Herr Mylord damit nicht erschossen worden sein?"

„Das ist ganz unmöglich," erwiderte der Wachtmeister.

Der Beamte wandte sich an seinen Gerichtsschreiber und sagte ihm leise in's Ohr: „Wir haben bei unserer Untersuchung doch etwas Wichtiges vergessen."

„Was denn?"

„Die Waffe zu ermitteln, deren der muthmaßliche Mörder sich bedient hat. Worauf aber will denn der Junge heraus?"

Chevrette fuhr fort: „Nun möchte ich auch die andern Gewehre sehen."

„Die andern Gewehre," erwiderte Hektor nicht minder erstaunt, „sind an ihrem gewöhnlichen Platze und hängen an einem Hirschgeweih im Speisesaal."

„Wir müssen sie alle sehen," sagte Chevrette mit Bestimmtheit.

Seltsamer Weise schien jetzt nicht die Behörde, sondern Chevrette das Untersuchungs-Verfahren zu leiten. Sie ging voran, die andern folgten ihr. Im Speisesaal befand sich der bescheidene Waffenvorrath der Herren von Mauséjour. Mitten zwischen Jagdhörnern, Jagdtaschen, Hirschfängern und andern Jagdutensilien hingen an einem der vielen Hirschgeweihe, welche die Wand bedeckten, vier Jagdflinten, zwei vom Kaliber Nr. 20, zwei vom Kaliber Nr. 16; die beiden letzteren um sechs Zoll kürzer als die ersteren. Sie waren alle vier von hinten zu laden und stammten aus der berühmten Werkstatt von Lefaure.

Chevrettens Aufforderung folgend, konstatirte der Wachtmeister die Einrichtung der Gewehre.

Sie forderte nun, man solle auch genau die Tiefe der Kammern messen.

Man willfahrte ihrem Begehren, obwohl Niemand wußte, wozu das dienen sollte.

Chevrette übernahm auch die Führung durch den Wald, der so dunkel war, daß eben nur Menschen, welche es gewöhnt sind, im Walde zu leben, sich zurecht finden konnten. Der Marsch durch die dunkle Nacht dauerte über anderthalb Stunden. Die Spannung war eine große und allgemeine, aber selbst als man dem Schauplatz des Verbrechens nahe kam, sollte das Räthsel seine Lösung noch nicht finden, denn es war noch viel zu dunkel. Man mußte fast eine Stunde lang warten, bis der schwache Schimmer der Dämmerung in ein helleres Morgenroth überging. Man ließ sich deshalb in der Nähe in einer Lichtung nieder und erwartete stillschweigend das Erwachen des Tages.

Endlich sprang Chevrette auf und führte die kleine Truppe das letzte Ende Weges bis zu dem Dorngesträuch und der Blutlache. Das Blut war bereits eingetrocknet, die Erde aber noch ganz roth.

Chevrette wandte sich zu dem Beamten. „Herr Richter,“ sagte sie, „von wo meinen Sie, ist geschossen worden?“

„Von dorther!“ fiel der Gendarmen-Wachtmeister ein, und er zeigte nach dem Gebüsch.

„Nein,“ sagte Chevrette, „kommen Sie mit, ich will es Ihnen zeigen von wo.“ Und sie führte sie an den Fuß der Tanne, zeigte ihnen den zerbrochenen Ast, die beiden kleineren abgerissenen Zweige, die Spur des Büchsenkolbens im Sande und endlich die Fußspuren, die über den Vorgang keinen Zweifel übrig ließen. Es war Alles so klar und bestimmt, daß der Wachtmeister, welcher des Morgens bei der Untersuchung zugegen gewesen war, eingestand, er hätte sich geirrt. Er stieg auf

den Baum, der Aufforderung Chevrettens folgend, die ihm sagte: „Nun sehen Sie einmal gerade vor sich hin in der Richtung nach dem Weißdorngebüsch, und dann blicken Sie auf die Erde. Sehen Sie nicht etwas Weißes?"

„Ja."

„Das ist der Pfropfen."

Der Wachtmeister stieg vom Baum und nahm den Pfropfen auf.

„Sehen Sie die beiden Löcher?" sagte Chevrette zu dem Staatsanwaltsbeamten.

„Ja."

„Nun, das ist der Beweis, daß zwei Kugeln darin waren."

„Das ist gewiß," sagte der Graf von La Fresnaie, der in höchster Spannung dem Verlauf der Dinge folgte.

„Aber," sagte der Beamte, „der Arzt hat ja festgestellt, daß Lord Helmuth nur von einer Kugel getroffen worden ist?"

„Das ist wohl möglich," erwiderte Chevrette; „die beiden Kugeln werden sich nach dem Schusse von einander entfernt haben, und wenn wir recht suchen, so werden wir finden, wo die zweite hingeflogen ist."

Sie und der Wachtmeister gingen in der muthmaßlichen Richtung des Schusses vorwärts. Plötzlich rief Chevrette: „Da seht!"

Der Beamte und der Gerichtsschreiber sahen freilich nichts; der Wachtmeister und Herr von La Fresnaie bemerkten aber sehr bald, daß vier oder fünf Zweige des Gebüschs ein wenig links von der Stelle, wo Lord Helmuth getroffen worden sein mußte, scharf abgeschnitten waren.

Chevrette ging nun in gerader Linie weiter vorwärts und endlich in einer Entfernung von 150 Schritten rief sie: „Ich habe sie!"

Alle folgten ihr. In der That, in dem Stamm einer Tanne sah man ein Loch, in dem die Kugel stecken geblieben war. Chevrette riß ein Messer aus der Tasche und schnitt die Kugel in wenigen Minuten heraus.

„Ein famoses Kaliber!“ sagte der Wachtmeister, indem er die Kugel in der Hand wog.

„Was willst Du nun daraus für Schlüsse ziehen, mein Junge?“ sagte der Staatsanwalt zu Chevretten.

Diese erbat sich einen Augenblick Ruhe, da die Schmerzen, welche sie an den Füßen litt, entsetzlich zugenommen hatten. Es entstand ein Moment des Stillschweigens, während dessen Jeder sein Herz in der Brust glaubte schlagen zu hören. Endlich begann Chevrette von Neuem:

„Wenn Herr Hektor ein Gewehr mit hatte, so konnte er sich dieser Kugel nicht bedienen.“

„Wie so?“

„Aus zwei Gründen. Erstlich ist es unmöglich, zwei Kugeln dieses Kalibers in einer Patrone unterzubringen, wenn das Gewehr nicht eine größere Kammer hat als Herrn Hektor's Waffe.“

„Das stimmt,“ sagte der Wachtmeister, der die Länge der Kammern genau gemessen hatte. „Die beiden Kugeln hätten die Patrone allein ausgefüllt, so daß für den Pfropfen und das Pulver kein Platz geblieben wäre.“

„Außerdem,“ fügte Chevrette hinzu, „kann man nicht eine Kugel von diesem Kaliber in eine Patrone des Kalibers Nr. 16 hineinlegen.“

Während Chevrette sprach, suchte Hektor in seiner Tasche. Als ein echter Jäger hatte er stets Patronen in allen Taschen vertheilt. Er zog auch in der That alsbald zwei scharfe Patronen heraus, reichte sie dem Beamten und sagte: „Wenn ich Lord Helmuth hätte tödten wollen, so hätte ich mich wohl dieser Geschosse bedient.“

Der Beamte nahm eine Patrone und verglich die Spitzkugel auf derselben mit dem Geschoß, das Chevrette aus dem Baume herausgeschnitten hatte. Auch er mußte anerkennen, daß die Kugel viel zu stark war, um in einen der Hinterlader eingebracht zu werden, die sie vor dem Abmarsch untersucht hatten. „Aber“, sagte er, sich an Chevrette wendend, „wer sagt uns denn, daß diese Kugel hier für Lord Helmuth bestimmt war?

Das wilde Mädchen hatte auf Alles eine Antwort. „Ich habe gestern erzählen hören, daß der Arzt die Kugel nicht hat ausziehen wollen, weil der Herr Mylord sonst auf der Stelle gestorben wäre. Nun, da er todt ist und noch nicht begraben, kann man ja die Kugel ausziehen, und wenn sie dieser hier gleich ist, wird man wohl nicht mehr zweifeln.“

„Kann man denn nicht zwei Kugeln verschiedenen Kalibers zusammenladen?“ fragte der Gerichtsschreiber.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Graf von La Fresnaie „das würde einen kläglichen Schuß abgeben. Ein Schütze von einiger Erfahrung würde eine solche Dummheit nicht begehen.“

Hektor fühlte, wie das Vertrauen in ihn zurückkehrte. Chevrette schien zu triumphiren.

„Sie sehen also,“ rief Chevrette aus, „Herr Hektor ist nicht schuldig.“

„Die Thatsachen scheinen für die Unschuld des Herrn von Mauséjour zu sprechen,“ sagte der Beamte, indem er sich zu dem Grafen von La Fresnaie wandte. „Indeß wo ist der Thäter?

Chevrette hörte diese Worte. „Ich glaube, ich werde ihn finden. Ich habe Ihnen bewiesen, daß Herr Hektor unschuldig ist; lassen Sie mich nur machen, ich werde auch den finden, der den Mylord getödtet hat.“

Der junge Bursche — denn dafür hielten ihn Alle — hatte seit zwei Stunden so viel Scharfsinn und Intelligenz bewiesen, daß der Beamte ein Zeichen der Zustimmung gab.

„Nun, so kommen Sie," sagte Chevrette.

Inzwischen war der helle Tag hereingebrochen. Chevrette führte den Beamten und sein Gefolge an den Fuß der Tanne, aus deren Zweigen der Mörder gefeuert hatte. Die Fußspuren waren jetzt ganz deutlich zu sehen, doch war nirgends eine Fortsetzung derselben zu bemerken; es war, als wäre der Mörder wie ein Schatten verschwunden.

Chevrette fing an, in etwas weiterem Kreise um die Tanne herum zu suchen. „Ah," rief sie, „der kann gut springen! Er hat einen Satz gemacht wie ein junger Hirsch."

In der That, fast zehn Schritte von den ersten Eindrücken entfernt und ziemlich undeutlich mitten im Haidekraut hatte Chevrette eine zweite Fußspur entdeckt. Das war ein sicherer Beweis, daß der Mörder sich Mühe gegeben hatte, seine Spur zu verbergen. Wiederum sechs Schritte von den Haidekrautbüscheln fand sich ein dritter Eindruck, der Mensch war also noch ein zweites Mal gesprungen. Von da ab war der bis dahin sehr sandige Boden mit reichlichem Grase bedeckt; Niemand konnte etwas von Fußspuren bemerken.

„Folgen Sie mir nur," rief Chevrette. „Wenn Sie auch die Spuren nicht sehen, ich sehe sie doch."

Und nach wiederum zwanzig Schritten war der Streifen Rasen zu Ende, der Sand herrschte wieder vor.

„Sehen Sie wohl," sagte das junge Mädchen und zeigte auf zwei deutliche Fußstapfen, „der Mörder war jedenfalls der Ueberzeugung, man würde ihm hier nicht weiter nachspüren. Er ist ruhig weiter gegangen."

Chevretten fiel es auf, daß die eine Spur jedesmal deutlicher und tiefer eingedrückt war als die andere. Sie machte den Beamten darauf aufmerksam.

„Nun, was soll das bedeuten?" fragte dieser.

„Das bedeutet, daß der Mann, der hier gegangen ist, hinkt und daß das kürzere Bein sich tiefer eindrückt."

Diese Bemerkung war scharfsinnig und ein Name war gleichzeitig auf Aller Lippen: „Maubert!"

Hektor rief: „Ich habe eine Ahnung, dieser Kerl ist der Mörder Lord Helmuth's."

„Folgen Sie mir weiter," sagte Chevrette. Sie ging gebückt vorwärts, die Augen scharf auf den Boden geheftet. Man gelangte zu einem Graben; er war breit und hatte nur wenig Wasser auf dem Grunde. Chevrette sprang hinein und sagte: „Er hat es gemacht wie die Hasen und Füchse, er hat von seiner Spur abbringen wollen." Und sie ging im Graben weiter. Plötzlich aber hielt sie an und rief: „Seht! Seht!"

Hastig traten Alle heran. Zuerst begriff man sie nicht. Sie aber wiederholte, mitten im Graben stehend: „Seht nur! Seht!"

„Nun, was giebt es denn?" frug der Wachtmeister.

„Betrachten Sie einmal den Boden unter dem Wasser," sagte Chevrette.

Der Wachtmeister bückte sich. Das Wasser war klar und ließ den schlammigen Grund des Wasserlaufes erkennen. Der Eindruck von Schritten darin war scharf und deutlich, indeß anstatt einer Spur sah man deren zwei. Die beiden Füße von ungleichem Eindruck, die man bisher verfolgt hatte, waren auch ferner zu erkennen; daneben aber fand sich ein kleinerer nackter Fuß, der die Spuren aller Zehen zurückgelassen hatte.

Chevrette sagte: „Sehen Sie wohl, das Wasser steht hier noch nicht lange, höchstens seit gestern. Man hat vielleicht irgend einen Teich abgelassen und es muß nur schwach gelaufen sein, sonst hätte es den Schlamm aufgerührt, so aber hat es die Fußstapfen nicht zerstört; denn offenbar stand hier noch kein Wasser, als die beiden Leute hier gegangen sind."

Auch diese Bemerkung war so überzeugend, daß Alle die Richtigkeit anerkennen mußten.

Chevrette fuhr fort, indem sie die Hand nach rechts ausstreckte: „Sehen Sie, daß das Gras am Rande des Grabens ganz niedergedrückt ist?“

„Nun also?“

„Also die andere Person mit den bloßen Füßen, die sich dort hingesetzt, hatte wahrscheinlich gewartet, bis der Thäter aus seinem Hinterhalte zurückgekommen war.“

Und zur Bestätigung ihrer Vermuthung machte Chevrette bemerklich, daß die beiden Fußstapfen an dieser Stelle dicht neben einander standen und tiefer eingedrückt waren. Das bewies in der That, daß die Person eine Zeit lang hier gewartet hatte.

Der Gerichtsschreiber nahm alle diese Bemerkungen, welche der Beamte in Sätze brachte, auf.

Chevrette machte sich wieder auf den Weg. Sie sagte: „Ganz sicher ist es ein Frauenfuß.“

In der That, der Eindruck war klein und schmal und die Zehen zeigten eine gewisse Zierlichkeit.

Man verfolgte den Graben weiter. An Stelle des Schlammes fand sich am Grunde bald ein feiner Sand und hier verschwand die doppelte Spur. Indeß Chevrette machte bald nachher darauf aufmerksam, daß an den Sträuchern und dem Röhricht am Ufer einige Zweige zerbrochen waren. „Sehen Sie wohl,“ sagte Chevrette, „hier haben sie sich festgehalten, um aus dem Graben herauszukommen.“

Sie stieg auch auf der andern Seite hinaus. Die Männer sprangen über den Graben weg und verfolgten nun die Spuren weiter im Walde. Es währte nicht lange, so schieden sich dieselben, die größeren wandten sich gegen Norden, die anderen mehr gegen Süden zu. An der Stelle, wo sie sich schieden, war

der Boden etwas zertreten, zum Zeichen, daß der Mörder und sein Mitschuldiger einen Augenblick stillgestanden hatten, ehe sie sich trennten.

Der Beamte dachte einen Augenblick nach und sagte: „Wir müssen der Spur des Mörders folgen. Hat er wirklich einen Mitschuldigen, so würden wir ihn bald genug zwingen, ihn zu nennen.“

Man verfolgte also die Spur des Lahmen. Sie führte ziemlich bald auf einen chaussirten Weg; dort verschwand sie.

„Er wird nicht lange auf dem Wege geblieben sein,“ sagte Chevrette, „er ist auf der andern Seite gewiß bald wieder in den Wald hineingegangen.“

Man verließ sich auf ihren wunderbaren Instinkt, der sie auch in der That nicht getäuscht hatte. Jenseits der Straße fand man einige Hundert Schritte weiter die Spuren des Lahmen wieder auf, doch schienen sie diesmal nicht mehr in gerader Linie zu gehen. Er war sichtlich hier nach allen Richtungen hin mehrmals vorwärts und zurückgegangen, hatte seine eigene Spur wiederholentlich gekreuzt, und es war fast unmöglich, sie genau zu verfolgen. Doch dem Scharfblick Chevrettens gelang es nach genauer Untersuchung, zu entdecken, daß die Schritte des Lahmen, der hier inmitten dichter Gebüsche von Stechpalmen anscheinend ohne bestimmten Zweck hin- und hergegangen war, zuletzt wieder in gerader Linie aus dem Gebüsch herausführten und zwar in entgegengesetzter Richtung.

„Nun, Herr Gendarm, Sie kennen ja jetzt die Spur des Wildes, verfolgen Sie sie allein, ich will hier warten,“ sagte Chevrette.

Man sah sie verwundert an.

„Gehen Sie nur,“ sagte sie, „ich habe meine bestimmte Absicht.“

Sie hatten kaum die Forststraße wieder erreicht, als Chevrette sie zurückrief.

„Was soll denn nun das Alles bedeuten?" fragte der Gerichtsschreiber, der anfing die Geduld zu verlieren.

„Nun hören Sie wohl," sagte Chevrette, „was ich Ihnen sage. Der Mörder, welcher hinkt und der kaum Jemand anders sein kann als Maubert, hat den Mylord nicht aus Rache getödtet, sondern des Geldes wegen."

„Man hat ja aber Geld und Uhr bei der Leiche gefunden?"

Unbeirrt fuhr Chevrette fort: „Ich stelle mir vor, daß er nur hierher gekommen ist, um sein Geld zu verstecken. Der Beweis, daß er hier ein Versteck gesucht hat, ist die Fußspur, die so vielfach kreuz und quer läuft. Erwarten Sie mich hier." Mit diesen Worten verschwand sie in dem dichten Unterholz.

Einige Minuten der gespanntesten Erwartung vergingen. Die verschiedensten Gefühle bewegten die Herzen der am Rande des Dickichts Zurückgebliebenen. Ohne ein Wort zu wechseln, waren Alle einig in der Bewunderung des Eifers, der Hingebung und des fast wunderbaren Scharfsinnes des jungen Bauernburschen. Keiner aber vermochte Alles dies besser zu schätzen als Hektor, welchem der Name und die Vergangenheit Chevrettens bekannt waren. Unter den Augen der von ihr mit Recht so gefürchteten Polizei übte sie eine Thätigkeit aus, welche nothwendig die Aufmerksamkeit der Behörde auf ihre unbekannte Person ziehen mußte, und er zitterte bei dem Gedanken, daß nähere Nachforschungen zu einer Entdeckung führen möchten, welche für Chevrette die schwersten Folgen haben mußte. Augenblicklich jedoch war die Neugier aller Anwesenden nur auf den Ausgang der gegenwärtigen Verwickelung gerichtet.

Plötzlich hörte man Chevrette einen Schrei ausstoßen. Gleichzeitig sah Herr von La Fresnaie, der zufällig eine alte

entblätterte Eiche in's Auge gefaßt hatte, deren kahle Aeste aus dem Dorngestrüpp herausragten, am Stamm dieses Baumes ein kleines Thier hastig hinaufschlüpfen; es war ein schwarzes Eichhörnchen von einer in diesen Wäldern sehr seltenen Art. Da wo der Stamm sich in Aeste theilte, verschwand das Thier. In alledem lag nichts Außerordentliches, aber groß war das Erstaunen, als man auch Chevrette über dem Gebüsch erscheinen sah, wie sie dem Thier nachkletterte. „Ich bin ihm auf der Spur!“ rief sie herüber.

„Dem Eichhörnchen?“ antwortete der Graf. „Wozu das?“

„Nicht doch, dem Gelde. Das Eichhörnchen hat mir den Weg verrathen.“

Sie setzte sich zwischen die Gabel des Baumes, fuhr mit dem ganzen Arm tief in die Höhlung der verwitterten Eiche hinein, erhob sich dann und verschwand gänzlich in dem Baum, indem sie rief: „Das Loch ist sehr weit!“

Erneute Spannung und Erwartung!

Bald erschien Chevrette wieder, indem sie etwas in der rechten Hand zeigte, was man noch nicht erkennen konnte. Schnell glitt sie an der Eiche herunter und verschwand noch einmal zwischen den Zweigen des Dickichts; man sah die Spitzen desselben sich bewegen, und bald darauf kroch das wilde Mädchen mit zerfetzten Kleidern und blutigen Händen heraus, einen kleinen ledernen Beutel in der Hand, der, als sie ihn dem Beamten zuwarf, klirrend zu seinen Füßen niederfiel. Der Wachtmeister bückte sich und öffnete den Beutel; er war mit Gold angefüllt und enthielt 50 Louisd'or.

„Das ist das Blutgeld,“ sagte Chevrette, „und auch die Fußspuren des Mörders habe ich im Gebüsch wiedergefunden.“

Dieser letzte Beweis war schlagend.

Der Beamte wendete sich zu Hektor. „Herr Baron," sagte er, „Sie sind frei!"

Hektor vergoß Thränen; er hob Chevrette auf und küßte sie. Sie ließ es zu, indem sie leise sagte: „Ich wußte es ja, ich mußte Ihre Unschuld beweisen, Herr Hektor."

Alle Anwesenden fühlten sich von Rührung ergriffen. Der Graf von La Fresnaie sprach dem Beamten seinen Dank aus für die Zartheit, mit der er seine gebieterischen Pflichten ausgeübt.

„Herr Graf," erwiderte der Vertreter des Prokurators, „ich freue mich, daß ich als Beamter die Unschuld eines Mannes konstatiren kann, von der ich als Mensch überzeugt war. Doch meine Aufgabe ist jetzt, den wahren Mörder des unglücklichen Lord Helmuth zu finden und der Scharfsinn dieses jungen Burschen soll mir dabei Hülfe leisten."

„Wir wollen Ihnen Alle beistehen," erwiderte der Graf.

Die kleine Truppe setzte sich wieder in Bewegung. Man suchte von Neuem die Stelle auf, bis zu welcher Hektor und der Wachtmeister vorher die Spuren des Mörders verfolgt hatten. Ein Fußpfad, der dort gerade vorbeiführte, erregte die Aufmerksamkeit des Beamten. Nach Auskunft eines der beiden alten Diener vom Schlosse Mauséjour führte derselbe nach einem nahen Bauernhause.

„Wir sollten dort Erkundigungen einziehen," sagte der Wachtmeister, „gewiß wird er diesen Weg gegangen sein."

„Ja," sagte Chevrette, „er hatte sein Geld in Sicherheit gebracht und war nun beruhigt."

Als man sich dem Bauernhause näherte, hörte man den taktmäßigen Schlag zweier Dreschflegel und dazwischen die Stimmen der Dreschenden, welche sich unterhielten.

Eben sagte die eine tiefe und grobe Stimme: „Du wirst sehen, es wird uns Unglück bringen."

„Warum nicht gar, Vater!“ erwiderte eine andere Stimme. „Du glaubst doch nicht auch an Hexerei?“

„Ich glaube, überall, wo Maubert hinkommt, bringt er Unglück,“ sagte die erste Stimme. „Du kannst's ja an dem Herrn Mylord sehen.“

In diesem Augenblick trat der Beamte mit den Gendarmen in den Hof.

Die beiden Bauern, Vater und Sohn, erschracken dermaßen beim Anblick dieser allgemein gefürchteten Uniform, daß sie am liebsten davongelaufen wären.

„Bleibt nur, bleibt, lieben Leute,“ rief ihnen der Beamte zu, „wir wollen Euch nichts thun.“

Einigermaßen beruhigt von diesen Worten, griffen sie nach ihren Mützen und grüßten ehrfurchtsvoll.

„Von wem spracht Ihr denn da eben?“ frug der Wachtmeister.

„Von Maubert dem Lahmen,“ erwiderte der Sohn des Bauern. „Er ist gestern früh ganz zeitig hereingekommen, als ich aufstand, das Vieh zu füttern. Er war auf dem Anstand gewesen und hatte nichts geschossen. Da hat er mich gebeten, ich möchte ihn ein Bischen auf dem Heuboden schlafen lassen. Der Vater hat's erfahren und sagt jetzt, die Kühe würden davon krank werden.“

„Da sehen Sie es,“ rief Chevrette aus, Maubert ist es gewesen.“

„Still!“ sagte der Beamte. „Maubert ist also nicht sehr beliebt bei Euch?“ fragte er die Bauern.

„'s ist ein gefährlicher Mensch,“ erwiderte der Alte. „Meine Frau sagt wohl, er wäre ein guter Kerl, weil er uns vergangenes Jahr ein paar Kaninchen geschenkt hat, die er beim Kragen gekriegt hatte; aber es thut nichts, er verhext die Kühe und die Schafe.“

„Also er war letzte Nacht hier?“

„Ja, kurz vor Tagesanbruch.“

„Hatte er ein Gewehr bei sich?“

„Das hatte er,“ sagte der Sohn des Bauern.

„Wie lange hat er hier geschlafen?

„Gegen 7 Uhr ist er fortgegangen.“

„Und wohin?“

„Er sagte, er ginge nach Neuhaus, Herr Mylord schenkte ihm jedesmal etwas, wenn er hinkäme. Gewiß hat es unserm armen Herrn Unglück gebracht, daß er dem Menschen etwas gegeben hat.“

So war es denn möglich geworden, Maubert's Wege zu ermitteln bis zu dem Augenblick, wo er sich unter die Neugierigen in Neuhaus gemischt hatte. Aber er hatte einen Mitschuldigen. Wie sollte dieser gefunden werden? Man konnte sofort nach La Mothe-Beuvron gehen und Maubert verhören; man konnte aber auch versuchen, die zweite Spur weiter zu verfolgen. Der Beamte entschied sich für das letztere und die Jagd begann von Neuem.

Zwar gelang es mit Chevrettens Hülfe festzustellen, daß enseits des Grabens jene zweite Person sich bald niedergelassen hatte, um Schuhe anzuziehen, und der Wachtmeister erklärte mit Bestimmtheit, es seien Frauenschuhe gewesen, weil sie mit kleinen runden Nägeln beschlagen waren, während nach dem Gebrauch der Gegend Mannsschuhe stets mit großen Nägeln beschlagen werden, deren Köpfe sechskantig abgeschrägt sind. Man entdeckte auch, daß sie in einem kleinen mit einem Pferde bespannten Wagen, den sie im Walde stehen lassen, weiter gefahren war, denn die Räder des Wagens waren im Waldboden tief eingedrückt und das Pferd hatte die Rinde des Baumes

abgeschält. Indeß die Wagenspur verschwand bald auf der Landstraße und die Untersuchung hatte hier vorläufig ihr Ende gefunden.

Maubert war im Gefängniß des Marktfleckens La Mothe-Beuvron eingesperrt, oder vielmehr in einem der beiden Arrestantenzimmer, die zur Gendarmerie gehörten. Die Wand zwischen den beiden Zellen war etwas über Mannshöhe von einer Art vergitterter Luke durchbrochen, so daß, wenn beide Zellen besetzt waren, die Gefangenen sich unterhalten konnten. Er war vollkommen ruhig. Man hatte ihn zwar eingesperrt, „aber," dachte er, „Herr Hektor ist ein großer Herr, ich bin ein armer Teufel, wenn ich ihn des Mordes anklage, so ist es natürlich, daß man mich einsperrt. Das ist bei der Winterszeit recht angenehm. Bald genug wird man mich freilassen müssen, dann gehe ich weit fort von hier und lasse mir's wohl sein; indessen wird Herr Hektor d'ran glauben müssen."

Sein Haß gegen Hektor von Mauséjour, der ihm sein Opfer entzogen und ihn selbst mißhandelt hatte, brannte lebhafter in seinem Herzem, wie die Wunde an seiner Stirn, und er wiegte sich in Rachegedanken.

So ruhig hatte er geschlafen und seine Gefangenenkost mit so gutem Appetit verzehrt, daß der Gendarm, der das Gefängniß bewachte, sich der Betrachtung nicht erwehren konnte: „Wozu hat der Herr Substitut den armen Teufel einsperren lassen? Der ist gewiß unschuldig!"

Am andern Morgen, als Maubert erwachte, hörte er den Riegel der Nachbarzelle gehen. „Siehst Du, mein Freund," sagte der Gendarm, indem er einen Menschen hineinschob,

„das Betteln ist verboten, Du hättest Dich nicht sollen fangen lassen. Zwei Monate wird's wohl diesmal kosten.“

„Na, da komme ich über den Winter hinweg!“ sagte philosophisch eine Stimme, die Maubert nicht unbekannt war. „Werde ich lange hier bleiben?“ fuhr diese Stimme fort.

„Nein, Du wirst wohl heute Abend nach Orleans gebracht werden und Du wirst Gesellschaft kriegen.“

„Aha!“ dachte Maubert, „mit der Gesellschaft, da meint er mich und Herrn Hektor.“

Als der Riegel nebenan wieder vor die Thür geschoben war, zog Maubert sich an dem eisernen Gitter in die Höh und guckte durch die Oeffnung. „He! Colinot!“

„Wer ruft mich?“ antwortete der Gefangene.

„Ich bin's, Maubert der Schafdoktor.“

Colinot war auch ein Bettler von Profession, der alle Jahre ein paar Monate wegen unverbesserlichen Herumstreichens im Arbeitshause saß. Die beiden Collegen kannten sich seit lange.

„Aha,“ sagte Colinot, „haben sie Dich auch einmal aufgegriffen?“

„Ja, ja,“ erwiderte der Lahme behaglich, „wenn man nur hier bleiben könnte!“

„Gefällt es Dir denn hier?“

„Man ist hier aufgehoben wie in einem Herrenhause. Gestern Abend hat's Specksuppe gegeben. Wie haben sie Dich denn bekommen?“

„Na, stelle Dir vor, ich schlief auf einem Heuboden; des Morgens fand mich der Bauer und jagte mich hinaus. Draußen auf dem Wege traf ich einen Herrn, der kam aus dem Walde und sah gar nicht so schlimm aus, wie er wirklich war; ich ziehe meinen Hut und bitte ihn um eine kleine Gabe, da kommen gleich hinter ihm die Gendarmen heraus und packen mich. Weißt Du, wer der Herr war?“

„Nein.“

„Der kaiserliche Prokurator.“

„Ei, ei!“ sagte Maubert, „wo kam denn der her?“

„Er war auf Untersuchung wegen eines Mordes, Du weißt doch, der Herr Mylord von Neuhaus.“

„Ja, ja, ich weiß.“

„Ich glaube, die Justiz hat den Mörder.“

„So? Wirklich?“ rief Maubert, und er sah Colinot mit der neugierigsten Erwartung an.

„Ich will Dir erzählen, was ich gehört habe,“ erwiderte der Bettler mit so gutmüthig ehrlicher Miene, daß Maubert sich fangen ließ.

Maubert hoffte die Verhaftung Hektors von Mauséjour zu hören. „Wer ist es denn?“ fragte er.

„Ja, ich weiß es nicht; ich habe nur die Gendarmen unter einander reden hören, und es scheint, der, der den Schuß gethan hat, hat ihn nicht für umsonst gethan.“

„Oho! Was sagst Du?“

„Man hat seine Spur im Walde gefunden und ist ihr nachgegangen.“

Maubert erschrak.

„Es scheinen zwei gewesen zu sein,“ fuhr Colinot fort.

„Nicht möglich!“ sagte Maubert und klammerte sich krampfhaft an die Gitterstäbe.

„Der Eine hat geschossen, der Andere hat das Geld gegeben. Man sagt, die Beiden sind längere Zeit in einem Graben gegangen.“

„Warum denn das?“ stammelte Maubert, dem die Schweißperlen über die Stirn liefen.

„Um die Spuren zu verstecken.“

„Also sind sie zusammen gegangen?“

„Ja, aber im Walde haben sie sich getrennt. Die Spur dessen, der der Mörder gewesen sein soll, hat man zuerst an einer Tanne gefunden, auf die er wohl gestiegen ist, um zu schießen.“

Ein nervöses Zittern durchlief Maubert vom Kopf bis zu den Zehen.

„Hat man ihn?“ sagte er, indem er versuchte, ruhig zu sprechen.

„Na, wenn man ihn auch nicht hat, das Geld hat man; es steckt in einem hohlen Baum und es sollen über tausend Franken sein.“

„Dummheiten!“ sagte Maubert, ließ das Gitter los und warf sich bleich und zitternd auf seinen Strohsack. „Die Spitzbuben! sie haben mein Geld!“ murmelte er für sich, indem er sich mit dem Gesicht nach der Wand drehte.

„He! Maubert!“ rief Colinot.

„Laß mich in Ruhe, ich habe das Fieber.“

An Stelle seiner Selbstgewißheit war eine unbeschreibliche Angst getreten. Wenn die Justiz das Geld gefunden hatte konnte sie dann nicht auch Alles entdecken?

Das ahnte er freilich nicht, daß sein Mitgefangener zu dem Zwecke eingesperrt war, ihn zu behorchen!

In demselben Augenblick that sich die Thür auf, der Gendarm trat ein und rief: „Maubert, der kaiserliche Prokurator fordert Dich zum Verhör!“

Maubert fühlte, wie seine Pulse schlugen, wie sein Herz sich zusammenzog. Für einen gewöhnlichen Verbrecher ist der niederschmetterndste Beweis der Gegenstand, den er gestohlen hat; man hatte das Geld gefunden, er war verloren. Schwankend folgte er dem Gendarm.

Im Verhörszimmer erwarteten ihn der junge Beamte, der Schreiber und der Wachtmeister. Sie saßen an einem Tisch.

Maubert's erster Blick fiel auf einen ledernen Beutel, der auf dem Tische lag.

„Kennst Du das?" sagte der Beamte und fügte hinzu: „Ich rathe Dir, versuche es nicht zu lügen! Kennst Du das?"

„Nein, mein Herr," sagte Maubert.

„So, so!"

Auf ein Zeichen des Staatsanwalts knüpfte der Wachtmeister die Schnur auf und 50 Goldstücke rollten klirrend über den Tisch. Maubert wurde es grün und blau vor den Augen, er überwand sich jedoch und rief: „Ach, wenn ich einen solchen Haufen Geld hätte, da brauchte ich nicht mehr zu betteln!"

„Und doch gehört das Geld Dir," sagte der Beamte.

„O! Sie spaßen!"

„Wenigstens der Sack gehört Dir."

Der Wachtmeister drehte den Sack um und hielt ihn Maubert unter die Augen.

Wer denkt auch an Alles! Vor zehn Jahren hatte Maubert auf dem Jahrmarkt in Orleans sich einen Kugelbeutel gekauft und, wie die Bauern eben die Manie haben, Alles, was ihnen gehört zu zeichnen, so hatte er inwendig seinen Namen Maubert hinein geschrieben. Das hatte der Wachtmeister entdeckt, als er nachsuchte, ob sich nicht ein Zeichen des Verfertigers an dem Beutel finden würde.

Nun konnte Maubert einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten. Er wurde leichenblaß, seine Knie schlotterten.

„Nun, Maubert," sagte der Beamte, „von der Offenheit Deiner Geständnisse wird es abhängen, wie schwer Deine Strafe ausfällt! Du hast einen Helfershelfer; Ihr seid eine Zeit lang im Walde zusammen gegangen; Eure Spur ist verfolgt worden; Deine Spur ist bis zu dem Bauernhause aufgefunden, wo Du

geschlafen hast, aber Deinen Mitschuldigen haben wir noch nicht finden können."

Maubert seufzte schwer auf, als fühlte er sich erleichtert. Haß und Wuth schwollen ihm zum Herzen und er schrie: „Ja, ich bin's gewesen, ich habe geschossen!"

„Also Du gestehst es ein?"

„Ja, und man hat mich dafür bezahlt, und der, der mich gedungen hat, ist Herr Hektor!"

Ueberrascht fuhr der Beamte in die Höhe. „Halt!" rief er, „wenn das wahr wäre, so hättest Du Herrn von Mauséjour nicht angeklagt, als man Dich rief, um Zeugniß abzulegen."

Maubert wurde bleich und wankte zurück; auf diese Schlußfolgerung gab es keine Ausrede.

Und doch, der Haß gegen Hektor war so gewaltig in ihm, daß er rief: „Sie können mir den Hals abschneiden; aber noch wenn ich den Kopf auf den Block lege, werde ich dabei stehen bleiben: Herr Hektor hat mich gedungen."

Drei Monate lang hielt der Prozeß Maubert, des Lahmen, die Provinz in Spannung und Aufregung. Von wahnsinnigem Hasse getrieben, blieb der Verbrecher hartnäckig bei seiner Behauptung stehen, obwohl es ihm bei Niemand gelang, Glauben zu finden. Er wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Als er nach dem Bagno abgeführt wurde, sagte er sich zum Troste: „Herr Hektor hat seinen Hals gerettet, aber der Schimpf und der Verdacht bleiben doch auf ihm sitzen."

Und in der That, die natürliche Mißgunst, welche das arme Bauernvolk gegen die großen Grundherrn empfindet, brachte, als die Einzelnheiten des Prozesses dem Gedächtniß mehr und mehr entschwanden, eine seltsame Umwandlung in der öffentlichen Meinung zu Wege. Die Enthüllung über die heimliche Ehe Hektors mit Fräulein von La Fresnaie, die öffentliche feierliche Vermählung trugen mit dazu bei. Es verdroß die Leute, daß

die alte romantische Feindschaft der beiden Familien für immer beigelegt sein sollte. Bertha war eine reiche Erbin, Hektor war im Stande, den Glanz seines alten verblichnen Wappens mit ihrem Golde wieder aufzufrischen. Man zischelte sich in's Ohr, Herr von La Fresnaie hätte gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, als das zweijährige Geheimniß des Doktor Rousselle zum Vorschein gekommen war. Ja, man fing wieder an, die Frage von Hektors Mitschuld am Morde zu erörtern.

Zu der Zeit, als die Verleumdung leise ihr Haupt zu erheben anfing, befand sich Hektor mit seinem jungen Weibe auf der Hochzeitsreise in der Schweiz. Das böswillige Gerede erreichte auch das Ohr des Doktor Rousselle. Vergebens wies er die Leute auf die klaren Ergebnisse des Prozesses zurück, man zuckte die Achseln, man steckte die Köpfe zusammen, man zischelte. War doch auch ein dunkler Punkt in dem Prozesse, den Niemand aufzuklären vermochte. Chevrette war am Tage der Vermählung des jungen Paares verschwunden. Nur Hektor, der auf ihre dringenden Bitten sie mit einer kleinen Summe ausgestattet hatte, kannte die Gründe ihrer Flucht, wie wir sie kennen, und nur dem Doktor Rousselle hatte er sie mitgetheilt.

„Sie haben sehr Unrecht gethan, so schnell zu verreisen, Herr Baron," sagte der Arzt zu dem jungen Mann, als er ihn zum ersten Male nach seiner Rückkehr aus der Schweiz wiedersah; und nun erzählte er ihm, was während seiner Abwesenheit sich ereignet hatte.

Hektor war außer sich. Sein ganzes Glück war ihm vergiftet. Jeden Tag konnte Bertha die Sache erfahren. Daß Herr von La Fresnaie von den Gerüchten wußte, das zeigte seine gezwungene Haltung.

Und wer sollte helfen, da Chevrette nichts zu entdecken vermocht hatte, und an eine Sinnesänderung Maubert's nicht zu denken war?

Rathlosigkeit und Unruhe hatten eines Abends Hektor hinausgetrieben. Er hatte sich am Ufer des Schloßteiches niedergeworfen, und dachte über sein gestörtes Glück nach. Da plötzlich hörte er ein Geräusch zu seiner Seite, eine Unbekannte stand neben ihm. Sie begrüßte ihn, und erst an der Stimme erkannte er zu seiner Ueberraschung Chevrette, die ihr lichtes Haar dunkel gefärbt hatte und dadurch vollständig verändert war.

„Ich weiß, was Sie quält," flüsterte sie ihm zu. „Verzagen Sie nicht; ich habe mich nicht aus der Gegend entfernt. Ich bin dem zweiten Mörder auf der Spur, und werde nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe. Fragen Sie mich nicht weiter, später sollen Sie Alles erfahren!"

Und damit entwand sich das seltsame Geschöpf den Armen Hektor's, der voller Freude und Dankbarkeit sie an seine Brust gezogen hatte, und verschwand mit leichten Schritten im Walde.

Lord Helmuth's Vater hatte für sich und seinen Sohn die englische Nationalität nicht aufgegeben, als er sich in Frankreich niederließ. Dem englischen Gesetze gemäß, durfte das Testament, welches der so gewaltsam aus dem Leben geschiedene junge Lord hinterlassen hatte, nur in Gegenwart seiner natürlichen Erben geöffnet werden. Nähere Nachforschungen hatten herausgestellt, daß nur noch zwei Vettern von ihm lebten, Sir William Disbury und der Baronet John Happer. Sir William, der sich beständig auf Reisen befand, war augenblicklich gerade in den Vereinigten Staaten, um dem Krieg zwischen dem Süden und Norden als unparteiischer Zuschauer beizuwohnen. Auf ein Kabeltelegramm antwortet er, man könne seine Ankunft binnen wenigen Wochen erwarten. Der Baronet war Midshipman an Bord Ihrer Majestät Corvette „Dunbar" und der „Dunbar" hatte die Rhede von Kalkutta verlassen, um nach England zu segeln.

So war denn drei Monate nach Lord Helmuth's Tode noch Alles unverändert geblieben, unter der Aufsicht eines von dem Civilgericht zu Orleans eingesetzten Verwalters.

Johanna, die Baskin, trug tiefe Wittwentrauer — war doch ihr Verhältniß zu dem Verstorbenen Niemandem unbekannt. Oft brach sie in Thränen aus und jammerte: „Wenn die Erben kommen, wird man uns entlassen; dann gehen wir wieder nach Hause in die Pyrenäen."

Ihr Vater, der Förster, hatte mit größerem Eifer, als irgend Jemand die Prozeßverhandlungen in der Loire-Zeitung studirt; seit Maubert in den Bagno abgeführt war, schien seine Aufregung sich gelegt zu haben. Er sprach oft davon, er wolle jedenfalls in der Gegend bleiben, wenn man seiner Dienste hier nicht mehr bedürfen sollte. Einstweilen bezog er sein nicht unbedeutendes Gehalt weiter. In seinem Hausstande war übrigens eine kleine Veränderung vorgegangen.

„Wir müssen doch wieder eine Magd miethen," sagte der Förster eines Morgens zu seiner Tochter. Es waren acht Tage seit dem Begräbniß des Lords vergangen, und schon drei Tage vor seinem Tode hatten sie ihre letzte Magd entlassen. Johanna, in ihrem tiefem Leid, war noch nicht über die Thürschwelle gekommen, nun aber wurde ein Weg nach la Motter-Beuvron nöthig, wo die Frau des Fleischers sich mit dem Vermiethen von Gesinde befaßte. Das war Johanna's Sache; doch der Förster übernahm selber den Gang. Schon gleich am Tage darauf meldete sich als von der Fleischersfrau geschickt ein Mädchen in der sauberen Kleidung der Bäuerinnen von Berry. Sie hatte tiefschwarzes Haar und ein sonnverbranntes Gesicht. Sie sah übrigens höchst einfältig aus und das Lachen, mit dem sie ihre Antworten begleitete, war fast blödsinnig zu nennen. Vater und Tochter wechselten einen Blick. „Mit diesem Frauenzimmer kann man ein Scheunenthor einrennen," sagte der Förster.

„Eben darum wollen wir sie behalten."

„Das ist auch meine Meinung."

Noch keine Magd hatte bei den Basken lange ausgehalten, denn wenn die Tochter hochfahrend und hitzig war, so war der Vater jähzornig und roh. Die neue Magd aber ließ sich Alles gefallen, sie war unermüdlich und ziemlich geschickt; wäre sie nicht so schwerfällig von Begriffen gewesen, so hätte der Förster sagen können, er habe nie eine bessere Magd gehabt. Sie kam und ging, ohne sich je um die Gespräche ihrer Herrschaft zu kümmern; übrigens sprachen Johanna und ihr Vater untereinander immer baskisch.

Die neue Magd war niemand anders, als Chevrette. Das entschlossene Mädchen hatte sich eine schwere Aufgabe gestellt, die fast unlösbar für sie wurde durch den Umstand, daß sie von der baskischen Sprache nichts verstand; aber sie beschloß, auf jedes Wort genau zu achten, was der Vater sagen würde und dann zuzusehen, was die Tochter thue. Auf diese Weise hoffte sie allmählich in die ihr fremde Sprache einzudringen, und in der That gelang dies ihrem eisernen Willen so gut, daß sie nach Verlauf von drei Monaten fast alles verstand, was Vater und Tochter mit einander sprachen. Indeß sie bekam nichts von Bedeutung zu hören und war nahe daran, an dem Erfolg ihrer Mühe zu zweifeln. Aber sie hatte gesehen, daß Johanna ihre Thränen sehr schnell trocknete, wenn kein Fremder zugegen war, sie hatte die Aufregung des Försters während der Zeit des Prozesses wohl bemerkt und so faßte sie sich denn in Geduld.

Eines Tages kündigte der gerichtliche Verwalter den Leuten des Schlosses an, der eine Erbe sei eingetroffen. In der That, der Midshipmann Baron John Happer war mit dem „Dunbar" gelandet und hatte sich auf die gerichtliche Meldung hin sofort beurlaubt, um nach Frankreich zu reisen. In Erwartung der Ankunft des Sir William Disbury machte der junge Mann es

sich so bequem im Schlosse, wie wenn er zu Hause wäre. Auch Sir William war in England bereits eingetroffen, doch war es seine Art nicht, etwas zu übereilen. Er machte noch einen kleinen Abstecher in die schottischen Berge, ehe er sich entschloß, der Vorladung des Civilgerichts von Orleans zu folgen. John Happer hatte indessen keine Zeit, sich zu langweilen. Bald genug war ihm die schöne Baskin aufgefallen, der die Trauer sehr vortheilhaft stand. Er hatte Erkundigungen über diese Erscheinung von auffallender Schönheit eingezogen, hatte der schönen Baskin seine Aufwartung gemacht und bei dem siebenten oder achten Besuche, den er am zweiten Tage im Försterhause abstattete, stand sein Herz in lichten Flammen.

„Johanna," sagte Caraval zu seiner Tochter, „der Engländer ist in Dich verliebt; wie wäre es, wenn Du ihn heiratheteſt?"

„Er würde mich zu seiner Geliebten machen, aber nie zu seiner Frau," antwortete Johanna.

„Wenn er sehen wird, daß ihm die Erbschaft entgeht, so nimmt er Dich; denn er ist arm, wie ich erfahren habe."

„Wozu sollte ich ihn denn heirathen?"

„Du wirst dadurch jeden Verdacht abwenden, und wenn der Andere das Testament angreift . . . . ."

„Das Testament ist unangreifbar. Es ist von Anfang bis zu Ende von seiner eigenen Hand geschrieben."

„Und Du bist wirklich die alleinige Erbin?"

„Er hat es mir selbst gezeigt . . ."

„Wenn er sich nun aber verheirathet hätte, so hätte er das Testament zurückgenommen. Damit wird man es anfechten."

„Er ist aber nicht verheirathet gewesen, als er starb. Glaubst Du denn, er würde mich enterbt haben, wenn er noch Kraft genug gehabt hätte ein zweites Testament zu machen?"

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte Caraval, anscheinend beruhigt.

„Eins macht mich doch immer noch besorgt,“ fuhr er fort. „Maubert hat meine Flinte nicht wieder gebracht. Wenn sie gefunden würde! Sie ist von einem Waffenschmied aus Bayonne und trägt sein Fabrikzeichen. Man wird herausbekommen, daß sie mir gehört hat, und daß die gefundenen Kugeln in den Lauf passen.“

„Maubert hat nicht gesprochen; er war der einzige, der sprechen konnte, beruhe Dich!“

„Maubert hat nur ein Mal geschossen. Im zweiten Laufe müssen noch zwei solche Kugeln stecken. Ich wünschte, ich fände das Gewehr.“

In der Küche klapperten die Teller, welche die halb blödsinnige Magd aufwusch. „Ich werde das Gewehr suchen und werde es finden,“ dachte Chevrette, die Alles gehört hatte.

Als Sir William Disbury eintraf, war der Roman John Happers im vollem Gange. Der sechsundzwanzigjährige Jüngling hatte über die schöne Baskin alle seine Liebesabenteuer von Kalkutta und nicht minder die Testaments-Eröffnung vergessen.

Sir William war ein Vierziger und ein Engländer von richtigem Schrot und Korn. Es fehlte ihm daher auch nicht an Excentricitäten; alle sechs Monate hatte er einen neuen Spleen; sein neuester war die Bewunderung des Romanschriftstellers Edgar Poë. Sir William träumte von nichts, als von wunderbar scharfsinnigen Polizeiagenten, geheimnißvollen Verbrechen, überraschenden Enthüllungen. Die Art, wie sein Vetter, Lord

Helmuth um's Leben gekommen war, erschien ihm ein reiner Glücksfall. Er hatte sich in Orleans alle betreffenden Nummern der Loirezeitung gekauft und als er in Neuhaus eintraf, beschäftigte auch ihn die Frage der Testaments-Eröffnung wenig; dagegen war es für ihn ausgemacht, daß er den eigentlichen Urheber des Meuchelmordes finden müsse.

Die beiden Vettern, die sich nie gesehen, begrüßten sich kühl und schienen wenig Geschmack an einander zu finden. Als sie jedoch nach dem Abendessen bei der sechsten Flasche angelangt waren, wurden sie beide gesprächig. Der Midshipman erzählte von seinen Liebesabenteuern in Kalkutta und von den Reizen der schönen Baskin, ohne zu bemerken, daß sein ehrenwerther Vetter ihm gar nicht zuhörte. Sir Disbury entwickelte darauf seinem jungen Tischgenossen seine Vermuthungen und Betrachtungen über den Prozeß Maubert des Lahmen, ohne zu bemerken, daß sein Miterbe bereits eingeschlafen war.

Er war mit seiner Darstellung noch nicht zur Hälfte fertig, als der Verwalter eintrat und den Herren meldete, die Gerichts-Commission werde am nächsten Morgen eintreffen. John Happer erwachte und fand sich schnell zurecht. Während Sir William eine neue Flasche öffnete und fortfuhr, ihm sein Entdeckungssystem auseinanderzusetzen, taumelte Sir John in den Park hinaus mit der unbestimmten Idee, Johanna zu begegnen.

Im Försterhause war in der That noch Licht. Sir John setzte sich auf eine Bank in der Nähe und fing an Rule Britannia zu singen. Das Licht erlosch sofort. „Aha," dachte der verliebte Midshipman, „sie hat mich gehört und hat mich verstanden." Wirklich that sich die Hausthür alsbald leise auf, und Johanna trat heraus. Zur großen Ueberraschung des Engländers redete sie ihn in seiner Muttersprache an. In den Pyrenäenbädern sind die Engländer zahlreich zu treffen und Johanna war in Gesellschaft englischer Kinder aufgewachsen.

„Mylord," sagte sie, „ich muß offen mit Ihnen reden. Sie sind seit drei Tagen hier. Sie haben gehört, daß Lord Helmuth mein Geliebter war und Sie hoffen ebenso glücklich zu sein, wie er."

„O, ich liebe Sie," sagte John Happer, und machte einen vergeblichen Versuch aufzustehen und vor ihr auf die Kniee zu sinken.

„Das kann wohl sein," erwiderte Johanna, „aber Sie lieben mich nicht genug, um mich zu heirathen, und ich habe einen Schwur gethan, nur dem Manne anzugehören, der mein Gemahl ist."

„Und wenn ich dieser Mann wäre?" rief Sir John mit einer von der Trunkenheit gesteigerten Leidenschaft.

Johanna lachte. „Nein, Mylord, davon glauben Sie selbst keine Silbe. Ich bin ein Bauermädchen, Sie sind ein Gentleman. Eine Heirath zwischen uns ist unmöglich. Ich bitte Sie also dringend, Mylord, stellen Sie Ihre Bewerbungen ein; fürchten Sie den Zorn meines Vaters."

„Aber ich liebe Sie doch so sehr," rief der Midshipman ihr nach; denn mit einem leichten Gruße hatte sie sich bereits entfernt. Vergeblich bemühte er sich, ihr nachzueilen, der Wein behielt die Oberhand, schwerfällig sank er auf die Bank zurück und in philosophischer Resignation entschloß er sich, an Ort und Stelle auszuschlafen.

Ehe er noch die Augen geschlossen hatte, sah er die Thür von Neuem sich öffnen und ein weibliches Wesen heraustreten. Seine Hoffnung, Johanna zurückkehren zu sehen, erfüllte sich nicht. Es war die Magd; er wollte sie rufen, um ihr irgend welchen tollen Liebesauftrag an Johanna mitzugeben, doch die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Stimme versagte ihm und bald überwältigte ihn auch der Schlaf. Ihm war es, als sehe er das Mädchen in seltsamen Sprüngen das Haus umkreisen;

bald näher, bald in weiterer Entfernung zwischen den Bäumen wieder auftauchen, kurz in räthselhafter Geschäftigkeit nach einem unbekannten Etwas suchen, doch vermochte er sich selber nicht zu sagen, ob die seltsame Erscheinung dem Traum oder dem Wachen angehöre.

Der Morgen brach heran. Fröstelnd erwachte der Midshipman und sah, als er seine Erinnerungen sammelte, daß er bereits die Gesellschaft seines Vetters genoß. Der Anzug Sir William's zeigte deutliche Spuren, daß auch dieser Herr die Nacht nicht in seinem Bette, sondern unter dem Tische zugebracht hatte.

„Da ich Sie gerade treffe," sagte Sir William, „so will ich Ihnen doch mein System auseinander setzen," und dies Mal entwischte ihm der Vetter nicht. Sir William hatte wirklich den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit studirt und seine Bemerkungen waren durchaus richtig und scharfsinnig. Auch er wies jeden Verdacht gegen Hektor von Mauséjour ab, aber es fiel ihm auf, daß Lord Helmuth ein Testament gemacht habe, und er sprach die Vermuthung aus, der Eigennutz der Person, die das Testament veranlaßt habe, könnte auch die Triebfeder des Mordes gewesen sein.

„Vergessen Sie nicht," sagte Sir John, „daß Lord Helmuth im Begriffe stand, sich zu duelliren; in solchem Augenblicke denkt wohl jeder daran, seinen letzten Willen kund zu geben."

„Sie haben wohl Recht. Dann giebt es nur noch ein Motiv, die Rache oder die Eifersucht."

„Hat denn Lord Helmuth Feinde gehabt?" fragte Sir John.

„Ich weiß es nicht, aber ich werde es erfahren."

In diesem Augenblick waren die beiden Spaziergänger wieder vor dem Fenster Johanna's angekommen. Das Fenster wurde eben geöffnet, das braune Gesicht und die schwarzen

Augen Johanna's, der Baskin, wurde sichtbar. Fast krampfhaft faßte Sir William den Arm seines Begleiters, der einen glühenden Blick auf die Baskin warf, die sich sofort zurückzog.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Sir William.

„Johanna, die Tochter des Försters,“ stammelte Sir John.

„Welch sonderbares, fatales Gesicht. Hat Lord Helmuth sie gekannt?“

„Ich glaube, sie war seine Geliebte.“

„Sir William Disbury lachte ironisch und sagte: „Nun haben wir den Erben Lord Helmuths nicht weiter zu suchen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß sie die Erbin ist.“

„Sie?“ fragte Sir John ganz erschrocken.

„Ja. Sie hat einen gefährlichen Blick. Sie ist gewiß eifersüchtig. Sie mag Lord Helmuth leidenschaftlich geliebt haben. Wenn irgend Jemand, so hat sie den Mörder gedungen.“

„Vetter, wie können Sie etwas so Abscheuliches voraussetzen?“ rief Sir John, in allen seinen Gefühlen beleidigt.

Sie kennen mich nicht. Ich wittre das Verbrechen, wie der Jagdhund das Wild.“

Sir John war außer sich.

Zum Glück für ihn machte das Herannahen einer dritten Person dieser Qual ein Ende. Der Verwalter meldete, daß der Friedensrichter mit seinem Beisitzer und dem Schreiber gekommen sei.

Sir John, froh dem Gespräch mit seinem Vetter zu entkommen, eilte in's Schloß, um sich umzukleiden. Sir William, dem die Unordnung seiner Toilette wenig Kummer machte, blieb noch allein in frohester Stimmung im Park zurück. Die Lö-

sung des Räthsels, das ihn seit gestern beschäftigte, schien gefunden. Plötzlich hörte er neben sich ein Geräusch. Ein Mädchen sprang auf ihn zu. Es war Chevrette. Beim Anblick des sonderbaren Wesens blieb er verwundert stehen; sie sah sich vorsichtig um und sagte ihm dann:

„Herr Mylord, ich bin Johanna's Magd und ich glaube, wie Sie, daß sie Maubert zum Mord des Mylord gedungen hat.“

Jetzt sah Chevrette keineswegs blödsinnig aus. Ihre Augen glänzten, als sie sagte: „Sie erbt alles allein; aber Sie müssen das Testament umstoßen, weil sie das Verbrechen begangen hat. Doch erst müssen Sie mich anhören.“

„Was willst Du?“

„Johanna in einer Falle fangen.“

„Wie denn?“

„Das ist mein Geheimniß.“

Er sah sie erwartend an. Sie fuhr fort. „Das Gewehr, mit dem Maubert den Mylord getödtet hat, ist noch nicht gefunden. Aber ich weiß, daß es Johannas Vater gehörte, ich ahne, wo es ist; ich weiß, daß im linken Laufe noch eben solcher Schuß steckt, wie der, welcher Mylord getödtet hat.“

„Aber wer bist Du denn eigentlich, daß Du so vieles weißt?“

„Ich bin der Knabe, der Lord Helmuth's Hund getödtet hat?“

„Du, ein Knabe?“

„Ich war nur als Knabe gekleidet. Aber nun Mylord, wenn Sie wollen, daß Johanna überführt werde, so hören Sie mich an.“

„Gut, rede; ich höre.“

Was zwischen Sir William und Chevrette verhandelt wurde, wird sich später zeigen.

Als er ins Schloß zurückkam, waren die Gerichtspersonen, John Happer, die Beamten, die Dienerschaft schon im Saal.

Der Friedensrichter fragte ob Niemand mehr fehle.

„Der Förster fehlt und seine Tochter.“

„Holt sie.“

Johanna kam weinend und jammernd, ihr Vater folgte ihr, indem er sagte:

„Wozu holt man uns denn? Uns hat der selige Lord sicher nichts vermacht. Meine Tochter hat er angeführt, Gott verzeih's ihm, wie ich es ihm verzeihe; aber an uns gedacht wird er nicht haben — wir sind arme Leute, an uns denkt man nicht . . .“

„Ruhe!“ gebot der Richter und befahl das Testament zu öffnen. Es herrschte eine Todtenstille, man hätte eine Fliege summen hören können, selbst Johanna unterdrückte ihr Schluchzen und sah aufmerksam nach dem Richter, der also las:

„Heute, den 17. November 186*, habe ich Georg William Duncan Lord Helmuth, nach vollendetem siebenundzwanzigsten Jahre im vollen Besitz aller meiner Kräfte dies Testament geschrieben.

Meines Wissens habe ich nur zwei Verwandte: Sir William Disbury und Sir John Happer. Beide habe ich nie gesehen.

Ich kenne nur wenige Menschen. In Frankreich, wo ich seit meiner Jugend lebe, habe ich keinen nahen Freund. Ich habe keine Lust zu sterben; es ist sogar wahrscheinlich, daß gegenwärtiges Testament früher oder später nichtig wird, weil ich keineswegs darauf verzichte, mich zu verehelichen.

Für diesen Augenblick, d. h. heute den 17. November 186*, komme ich hiermit einem Versprechen nach, das ich mir gestern Abend abnehmen ließ.

Ich habe die Tochter meines Försters verführt und habe aus Jedermann verständlichen Gründen nicht die Absicht, sie zu heirathen. Meine Meinung ging immer dahin, ihr eine Mitgift auszusetzen; aber Johanna ist ein klarer Kopf, und trotz ihrer Engelszüge denkt sie mit der Schärfe eines Logikers oder Mathematikers.

Gestern Abend kamen sie, der Vater und die Tochter, zu mir, und machten mir, der ich mich so wohl fühle, wie je, und mit dem berühmten Boxerchampion Tom Sayers jeden Augenblick ein paar Gänge wagen könnte, freundschaftlichst die Bemerkung, der Mensch sei sterblich — heute roth, morgen todt — und es schicke sich doch, daß ich für die Wiederherstellung ihrer Ehre Sorge trüge. Ich habe also Johanna versprochen, mein Testament zu machen, und sie hineinzusetzen.

In Erfüllung dieses Versprechens schreibe ich dieses Testament, kann aber nicht umhin, dabei an einen verstorbenen Onkel, Chevalier Poldery zu denken, der machte jedesmal ein neues Testament, wenn er eine neue Liebe hatte. Als er starb, fand man 137 Testamente in den Fächern seines Schreibtisches.

Indeß, wie Caraval sagt, der mir die Tugend seiner Tochter zu genauen Preisen im Detail verkauft hat: Niemand weiß, wie nahe ihm sein Ende. Falls ich eines Tages sterbe, ohne andere Bestimmungen getroffen zu haben, so ist es mein förmlicher Wille, daß dieses Testament in Ausführung gebracht werde. Ich vermache jedem meiner Diener (hier hatte Lord Helmuth die Namen einzeln verzeichnet) eine lebenslängliche Rente von 600 Francs.

Meinem Vetter Sir William Disbury meine Jagdausrüstung und ein altes verfallnes Schloß, das in Schottland unweit Glasgow liegt und den Namen „Schwarzenfels“ führt.

Meinem andern Vetter, Sir John Happer, meine Hunde und meine Pferde, außerdem einen vortrefflichen Rath:

Ich schlage ihm vor, meine Universalerbin zu heirathen, die ein sehr hübsches Frauenzimmer ist, und sich ihres Vaters, der der abgefeimteste aller Schufte ist, zu entledigen, indem er ihm einen Sack voll Louisd'ors mit dem Auftrag einhändigt, sich wo anders in der Welt hängen zu lassen.

Endlich setze ich, wie sich von selbst versteht, nunmehr besagte Johanna Caraval, genannt „die schöne Baskin", die mich viel geliebt hat und mich noch immer zu lieben behauptet, zu meiner Universalerbin ein.

Gezeichnet: Dunkan Lord Helmuth."

Obwohl der Friedensrichter das boshafte Dokument ohne jegliche Betonung verlesen hatte, empfanden selbst die einfältigsten Knechte und Mägde den Hohn und die Selbstironie, mit der es geschrieben war.

Caraval war leichenblaß geworden. Johanna hatte zu weinen aufgehört, Haß und Wuth funkelte aus ihren dunklen Augen. Sie wünschte Lord Helmuth noch einmal lebend vor sich zu sehen, um ihn mit eigner Hand noch einmal morden zu können.

Der verliebte Midshipman war wie zerschmettert. Sir William Disbury aber brach in ein Lachen aus. „Ist kein Kodicill vorhanden?" fragte er.

„Nein, soviel bekannt geworden ist."

„Und ist das Testament gültig?"

„So lange ein späteres nicht gefunden wird!"

„Man kann Testamente anfechten," sagte Sir William mit schneidendem Tone, indem er Johanna fixirte, die vor seinem Blick die Augen niederschlug. Ein dumpfes Murren entstand unter dem Gesinde. Die 600 Franken Rente! Alle hielten das Testament für gut und gültig, trotz des Neides gegen die glückliche Erbin, und obwohl mancher Diener und fast alle Dienerinnen entschlossen waren, den Dienst unter dieser Herrin nicht anzutreten.

„Beruhigt Euch, liebe Leute," fügte Sir William hinzu,

„wenn ich das Testament anfechte, so sollen Eure Legate doch zu Recht bestehen.“

Die allgemeine Aufregung legte sich sofort.

Sir William fuhr fort, indem er Johanna unverwandt ansah: „Der arme Lord Helmuth hat wohl nicht geahnt, daß er in dem Augenblick ermordet werden würde, als er im Begriff stand, sich zu vermählen und dabei dieses Testament umzustoßen.“

Ein flüchtiges Zittern und eine leichte Blässe überflogen das Gesicht des kecken Baskenmädchens, doch nur für einen Augenblick; sie faßte sich und sprach mit fester Stimme: „Ich erbe also Alles?“

„Alles nach Abzug der Legate.“

„Ich nehme die Erbschaft an und verpflichte mich, die Legate zu zahlen. Komm, Vater!“

Und sie wollte das Zimmer verlassen; doch Sir William vertrat ihr den Weg: „Mein Fräulein,“ sagte er, „thun Sie es doch dem seligen Lord zu Gefallen, der Sie so sehr geliebt hat; reichen Sie Sir John Happer Ihre Hand. Er ist schon längst Ihr Verehrer.“

Dann faßte er Sir John, der wortlos und bleich da stand, bei der Hand. „Lieber Vetter,“ sagte er, „nehmen Sie das Mädchen zur Frau, sie hat jetzt eine erkleckliche Mitgift; doch vergessen Sie den zweiten Rath des seligen Vetters nicht: schaffen Sie sich den Schwiegervater vom Halse! Wenn man in diese Familie eintritt, muß man sich vorsehen, daß man nicht eines plötzlichen Todes stirbt.“

Johanna wankte nicht unter dem Druck dieses letzten Spottes, der eine volle, schwere Anklage in sich barg. Sie wollte sich mit einem Achselzucken an Sir William vorbeidrängen. Caraval aber besaß weniger Kaltblütigkeit. „Was will der Herr? Soll ich es etwa gewesen sein, der den Schuß gethan hat? Der Mörder sitzt im Bagno.“

„Guter Freund! Was wollen Sie?" erwiderte kalt Sir William. „Es klagt Sie Niemand an."

„Das soll man wohl bleiben lassen! Wehe dem, der sich untersteht, zu behaupten...." Und mit zusammengebissenen Zähnen und rollenden Augen, wüthend und zitternd zugleich, hob er die geballte Faust.

Johanna, ganz außer sich, faßte ihn am Arme und zog ihn zur Thür hinaus, während er fortfuhr zu schelten und zu belfern. Als sie an Sir John vorbeiging, der sie noch vor so kurzer Zeit mit Blicken der glühendsten Liebe verzehrt hatte, wandte ihr dieser den Rücken. Darüber befiel sie ein gewaltiger Schreck, und sie flog mehr, als sie ging, in das alte Försterhaus zurück.

Die Aufregung, welche im Schlosse folgte, war unbeschreiblich. Johann, der Kammerdiener, dessen Meinung in Neuhaus unter dem Gesinde maßgebend war, ließ sich sogar zu der Aeußerung fortreißen: „Wenn mir jetzt jemand sagte: Caraval hätte Maubert Geld gegeben, um Mylord umzubringen, ich würde mich nicht wundern."

Bisher hatte der geheuchelte Schmerz Johanna's Alle getäuscht. Als Sir William sich aber jetzt beglaubigte Abschrift des Testamentes geben ließ und sagte: „Schade, daß man dieses Actenstück nicht zur Zeit des Prozesses besessen hat, es hätte der ganzen Verhandlung eine andere Wendung gegeben," da gab dies den Leuten noch mehr Grund zu Vermuthungen und Schlüssen, welche Johanna und ihrem Vater nichts weniger als günstig waren.

Sir William schrieb den ganzen Tag Briefe und der Reitknecht des verstorbenen Lords wurde mit ihnen auf die Post geschickt. Neugierig wie alle Bedienten nahm er von den Adressen Kenntniß, und so wußte er denn auch bei seiner Heimkehr in der Küche zu erzählen: „Der eine von den fünf Briefen war an den kaiserlichen Procurator in Orleans gerichtet."

„Das bedeutet,“ sagte die alte Köchin, „daß morgen das Gericht wieder hier sein wird.“

„Ja, ja, es ist noch nicht alles aus, Kinder,“ sagte der Kammerdiener.

„Wenn die Justiz kommt, kann — noch manches anders werden.“

„Dummheiten,“ warf einer der Diener ein, der zu Caraval hielt. „Sie sind jetzt die Herren. Wer hier bleiben will, der wahre seine Zunge.“

„Ich werde doch nicht bei so einem schlechten Frauenzimmer dienen?“ sagte die alte Marianne.

„Und ich sollte zu Caraval gnädiger Herr sagen? Nein ich packe meine Sachen,“ schloß Johann.

Caraval und seine Tochter ließen sich den ganzen Tag nicht sehen. Johanna bemühte sich inzwischen vergebens, durch Zureden die Angst ihres Vaters zu beschwichtigen.

„Willst Du uns denn durchaus zu Grunde richten?“ sprach sie zu ihm in baskischer Sprache.

„Du hast gut reden; Dich klagt er nicht an, sondern mich, und Du weißt doch am besten, wie die Sache steht.“

„Still doch, still,“ rief sie und eilte nach einem Schrank, riß eine Flasche Genever heraus, die sie, bekannt mit der Trunksucht ihres Vaters, seit dem Tode des Lords sorgfältig vor ihm verschlossen hatte und reichte sie ihm mit den Worten: „da, trinke!“

In hastigen Zügen trank er die ganze Flasche aus, als wäre es ein leichter Wein und versank nach wenigen Minuten in einen todtenähnlichen Schlaf.

„So wäre ich ihn bis morgen los,“ sagte Johanna, „ich will der Gefahr entgegen gehen.“

Sie kämmte sich ihr langes schwarzes Haar und ordnete es in breiten Flechten nach der Sitte ihres Landes, schlang ein rothseidnes Tuch um den Kopf und kleidete sich sorgfältig an. Als

sie beim Fortgehen noch einen Blick in ihren kleinen Spiegel warf, sagte sie: „Wenn ein so schönes Mädchen, wie ich, aus einem Manne — nicht Alles zu machen verstände, so müßte der Teufel nicht mehr ihr Gevatter sein."

Die Magd aus Berry war mit dem dümmsten Gesicht von der Welt zwischen Stube und Küche oftmals hin und her gegangen.

Der Brief, welchen Sir William Disbury dem kaiserlichen Prokurator geschrieben hatte, war sehr einfach. Er lautete:

„Herr Prokurator! Aus beifolgender Copie des Testamentes meines verstorbenen Vetters, Lord Helmuth, ersehen Sie, in welchem Grade der Achtung der Vater der Universalerbin bei meinem Vetter stand. Ich füge die Bemerkung hinzu, daß Caraval und seine Tochter zu der Eröffnung des Testamentes geholt werden mußten und den Schein annahmen, als wüßten sie von dem Inhalt desselben nichts. Ferner bemerke ich Ihnen, daß der Förster Caraval vor dem Tode meines Vetters eine Doppelflinte besaß, die den Namen des Verfertigers, des Büchsenmachers Garrigny in Bayonne trug. Es würde vielleicht nützlich sein, nach dem Verbleib dieser Waffe zu fragen. Hochachtungsvoll ꝛc.

Nach Absendung dieses Briefes begab sich Sir William in den Park, um eine Cigarre zu rauchen. Dort traf er seinen Vetter. Mit der größten Offenheit sagte er ihm auf den Kopf zu: „Sie sind ohne Vermögen; Johanna ist schön, sie ist reich, in England ist ihre Vergangenheit nicht bekannt, Sie würden sich jetzt um ihre Hand beworben haben, wenn ich nicht einen schweren Verdacht in Ihre Seele geworfen hätte."

Sir John, für den Johanna durch Sir William's Anschuldigung viel von ihrem poetischen Reize verloren hatte, obgleich er an die Wahrheit der Anklage noch lange nicht glaubte, antwortete ihm: „Ich will eben so offen sein wie Sie. Ihre Vermuthung ist richtig. Nun beschwöre ich Sie aber auch, mir

auf das Genaueste Alles zu sagen, was Sie für Ihren Verdacht anführen können.“

„Es handelt sich um keinen Verdacht. Ich habe die Beweise. Ich versichere es bei meiner Ehre. Diese Beweise bin ich aber zuerst der Behörde vorzulegen schuldig. Und nun vor Allem, schweigen Sie.“ Dies rief er aus, als eben die Thür des Försterhauses sich öffnete und Johanna heraustrat. Sie war in ihrer Landestracht so schön, daß der für weibliche Reize empfängliche Sir John seine Bewunderung nicht zurückhalten konnte. Johanna sah seine Blicke wohl und glaubte schon an ihren Sieg. „Bald genug werde ich Mistreß Happer heißen,“ dachte sie.
Auch Sir William's Blick war nicht mehr so spöttisch und forschend und dies beruhigte sie noch mehr. „Meine Herren, Sie werden meinen Besuch erwartet haben.“

„Keineswegs,“ erwiderte kühl Sir William, während der Midshipman die Augen niederschlug.

„Ein armes Bauernmädchen, wie ich, hat nie daran denken können, ein großes Vermögen zu besitzen. Wenn es Lord Helmuth gefallen hat, mich zur Erbin einzusetzen, so kann ich das nicht annehmen. Aber ich bitte Sie, fechten Sie das Testament nicht an, zerreißen Sie es und nehmen Sie von Ihren Gütern Besitz. Für meinen Vater erbitte ich mir nur eine Pension auf seine alten Tage.“ Sir John's Herz war tief gerührt. Er war nahe daran aufzuspringen, und sie zu umarmen; aber ein strenger Blick Sir Williams hielt ihn zurück. Johanna erschrak. Nach ihrer Berechnung sollte Sir John ihr zu Füßen fallen und sagen: „Wollen Sie das Vermögen mit mir theilen, das Sie mir wieder zustellen?“

Ihr neues Stück war also, wie man auf dem Theater sagt, gänzlich durchgefallen.

Sir William antwortete: „Sie können das Vermögen des

Lord Helmuth ausschlagen, uns beliebt es aber nicht, es anzunehmen. Geben Sie es doch den Armen.“

„Sie schienen aber doch heut früh zu glauben....“

„Ich glaube nichts, ich behaupte nichts. Mein Scherz von heute früh war vielleicht etwas stark, ich bitte um Entschuldigung.“

Johanna warf noch einen letzten Blick auf Sir John Happer. Aber er sah sie gar nicht an. Sie fühlte sich verloren. Mit den Worten: „Ich habe meine Pflicht gethan,“ zog sie sich, äußerlich ruhig und doch ganz außer Fassung, zurück. Sie verbrachte eine sehr unruhige Nacht. Der Tag war schon angebrochen, als sie endlich einschlief und nur noch einige Stunden, von schrecklichen Träumen gequält, schlummerte. Als sie aufstand und an's Fenster ging, sah sie ihren Vater rauchend vor der Thür sitzen. Er hatte seinen Rausch ausgeschlafen. Er grüßte sie lächelnd und fragte, wann sie vom Schlosse Besitz nehmen wollten.

„Du scheinst sehr ruhig heute?“ sagte sie.

„Warum nicht? Gestern hatte mich nur der verdammte Engländer so geärgert. Aber die sind nun glücklich fort nach Paris. Die sind wir los für immer.“

Diese Nachricht beruhigte auch Johanna einigermaßen. Er erzählte ihr noch, daß die Dienerschaft bleiben wollte, nur Johann und Marianne seien gegangen.

„Morgen werden wir in die Erbschaft eingesetzt, wenn die Engländer nicht das Testament angreifen.“

„Das werden sie nicht,“ sagte Johanna.

„Desto besser.“

„Desto schlimmer.“

„Warum?“

„Ich habe Angst. Ich habe von Mylord geträumt; ich habe geträumt, daß Dein Gewehr gefunden worden.“

„Thorheit! Maubert hat nichts verrathen. Wir sind sicher. Früher hatte ich Furcht, jetzt fängst Du damit an.“

Seine Ruhe ging endlich auch auf Johanna über. Aber sie konnte sich nicht entschließen, in's Schloß überzusiedeln, so sehr der Vater sie auch drängte.

Diese Nacht war viel ruhiger. Sie schlief sanft seit einigen Stunden, als sonderbare Worte an ihr Ohr tönten und sie plötzlich erweckten. Eine unbekannte Stimme redete zu ihr, wunderbarer Weise baskisch. Es war hell genug im Zimmer, und Johanna konnte sehen, daß sie allein war. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn, als die Stimme sagte:

„Johanna, noch ist Neuhaus nicht Dein! Gott straft die Mörder!“

Außer sich sprang sie aus dem Bett, lief hinaus, stürzte in ihres Vaters Zimmer. Er schlief. Und doch konnte nur er baskisch sprechen. Ein Verdacht stieg ihr auf. Sie ging in die Kammer der Magd. Diese fuhr mit dummem Erschrecken aus tiefem Schlafe auf. „Ich bin wahnsinnig!“ murmelte Johanna. Sie legte sich wieder nieder und schlief vor Mattigkeit bald von Neuem ein. Aber wieder wurde sie entsetzlich aufgeschreckt:

„Johanna, die Stunde der Vergeltung naht, fliehe!“

Sie sprang an's Fenster. Es war Tag. Wie gestern saß ihr Vater vor der Thür und rauchte. Er hatte also nicht gesprochen. Als sie in die Küche kam, fand sie die Magd bei der Arbeit.

„Sie haben mir aber Angst gemacht heute Nacht, Fräulein!“

„Ich glaubte, es seien Leute im Hause.“

Die Magd lachte albern: „Na, wieso denn?“

Caraval kam herein und fuhr zurück, als er die Todtenblässe seiner Tochter bemerkte.

„Was ist Dir?“

„Ich fühle, daß wir verloren sind.“

Im nämlichen Augenblick rollte draußen ein Wagen heran,

neben dem zwei Gendarmen ritten. Johanna stieß einen Schreckensschrei aus.

„Man will uns arretiren!"

„Schweig' doch!" sagte Caraval und suchte die Angst zu bekämpfen, die auch ihn ergriff.

Das Cabriolet hielt. Sir William und zwei Gerichtspersonen stiegen aus.

Wie Caraval gestern gesagt hatte: früher hatte er Furcht, jetzt Johanna.

Sie wurde aschfarbig, war nicht im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten und sank auf einen Küchenschemel.

Der Förster begriff, daß es sich jetzt um den Kopf handelte, aber er hatte seine gewohnten vier oder fünf Schnäpschen getrunken und fühlte Muth.

„Fasse Dich doch, sonst verräthst Du uns. Sie haben ja keine Beweise."

Die Beamten und Sir William traten ein, die Gendarmen blieben an der Thür. Caraval begrüßte die Eintretenden kühn:

„Willkommen, meine Herren! Bringen Sie uns das bestätigte Testament und wollen Sie uns das Erbe übergeben?"

Der Richter sah Caraval kalt an: „Sie irren sich."

„So?" stammelte der Förster. „Was verschafft uns denn die Ehre? —"

„Ich soll eine neue Untersuchung wegen des Todes von Lord Helmuth aufnehmen."

„Sonderbar!" brummte Caraval.

„Finden Sie das?"

„Natürlich, Maubert ist doch verurtheilt."

„Aber er hatte Mitschuldige und man hat Sie angeklagt."

„Mich?"

„Mein Freund, die Justiz muß untersuchen; sie will Nichts lieber, als einen Unschuldigen statt eines Verbrechers finden."

Caraval faßte wieder Muth. „Ich wüßte nicht, was man mir nachsagen könnte."

„Sie hatten ein Gewehr?"

„Hier hängt es am Kamin."

Auf ein Zeichen des Richters nahm ein Gendarm es ab und las: „Bannier. Orleans."

„Dies suchen wir nicht; es hat ein kleines Kaliber. Wir meinen eines von größerem Kaliber, Nr. 12, aus der Werkstatt von Garrigny in Bayonne."

„Das habe ich eben gegen dieses vertauscht."

„Dann müßte es der Fabrikant bezeugen."

„Er könnte es nicht, denn ich habe es auf einem Jahrmarkt in La Motte-Beuvron an einen Jäger verhandelt, der mir noch drei Pistolen zugezahlt hat."

„Wer war der Jäger?"

„Das weiß ich wirklich nicht mehr. Es sind schon drei oder vier Jahre her."

Johanna war während der ganzen Zeit bleich, schweigsam unbeweglich geblieben. Ohne die geheimnißvolle Stimme der vergangenen Nacht wäre sie ebenso energisch wie ihr Vater gewesen und hätte sich wie eine Löwin vertheidigt. Nun war ihre Kraft gebrochen.

Die Magd war beim Anblick der Gendarmen auch voll Angst in den äußersten Winkel der Küche geflohen, von wo sie alle Personen aufmerksam beobachtete; aber ihr Blick war nicht mehr blödsinnig, sondern voll Intelligenz.

Der Richter sagte: „Caraval, Eure Erklärung steht im Widerspruch zu den Angaben, die man mir gemacht hat."

„Was sind das für Angaben?"

„Euer Gewehr ist von Maubert zum Mord des Lord benutzt worden."

„Vielleicht hat er es gekauft."

„Nein, Ihr sollt es ihm gegeben haben.“

„Was denn sonst noch?“

„Man berichtet ein Gespräch mit Eurer Tochter.“

„Ist es verboten, mit seinem Kinde zu reden?“

„Nein, aber Ihr habt von jenem Gewehr gesprochen.“

Johanna fuhr von ihrem Sitz auf. Caraval wurde verwirrt.

Der Richter fuhr fort: „Ihr bedientet Euch einer Sprache, die Niemand hier versteht, Ihr legtet Euch also keinen Zwang auf. Da sagtet Ihr zu Eurer Tochter, man habe keine Beweise und dergleichen mehr.“

Caraval lachte frech auf. „Ei, ei, Herr Richter, woher weiß man denn das Alles, wenn Niemand hier unsere Sprache versteht?“

Da sprang die Magd aus Berry plötzlich hervor und sagte in baskischer Sprache: „Du irrst Dich; seit drei Monaten lerne ich Deine Sprache und jetzt kann ich sie.“ Dann wendete sie sich zu Johanna und wiederholte die Worte von voriger Nacht:

„Hüte Dich, Johanna, Gott straft die Mörder!“

Johanna schrie auf: „Du Scheusal!“ und wollte sich auf sie stürzen, doch der Gendarm hielt sie zurück.

Chevrette wandte sich zu dem Richter: „Wenn Sie mitkommen wollen, werde ich Ihnen zeigen, wo das Gewehr liegt. Ein Lauf ist noch geladen.“

Caraval war wie erstarrt. Er und seine Tochter wurden den Gendarmen übergeben. Die Uebrigen folgten Chevrette, die im Hinausgehen sagte: „Ich habe es ja Herrn Hektor versprochen, die Leute zu finden, welche Maubert gedungen haben.“

Chevrette führte die Gerichtskommission zu dem Bauernhause, in welchem Maubert übernachtet hatte. Tag für Tag hatte sie nach dem Gewehre gesucht, erst vor zwei Tagen war ihr eingefallen, daß ein Zeuge ausgesagt hatte, Maubert sei ihm an jenem Morgen ohne Gewehr begegnet. Nun hatte sie sich nächtlicher Weile auf den Heuboden des Pachthofes geschlichen

und dort sich selber gefragt, wohin sie wohl eine Waffe verstecken würde, wenn sie es hier thun wollte. „Mir fielen die großen Querbalken auf, welche von einem Giebel des Daches bis zum andern gehen, sie sind nur durch Klettern zu erreichen. Ich kletterte in den Dachstuhl hinauf und siehe da, auf dem mittelsten Querbalken lag das Gewehr. Dort habe ich es liegen lassen. Sie sollen es selbst herunterholen."

Der Bauer beeilte sich, seine Scheune aufzuschließen, als er von der Sache in Kenntniß gesetzt war. Das Gewehr fand sich vor, es trug das erwartete Fabrikzeichen, und als der Wachtmeister mit dem Ladestock die Läufe untersuchte, zeigte sich's, daß der linke Lauf in der That noch geladen war.

Bei ihrer Rückkehr fand die Commission den Förster noch immer entschlossen, keck zu leugnen, während Johanna fassungs- und wortlos da saß.

„Caraval, kennen Sie dies Gewehr?" fragte der Wachtmeister.

„Es kann sein, daß es das ist, was ich vor drei vier Jahren vertauscht habe. Bestimmt erkenne ich es nicht."

Auf einen Wink des Richters zog der Wachtmeister die Ladung heraus. Sie bestand auch hier aus zwei Kugeln, die in ein Stück Papier eingepackt waren. Das Kaliber war genau dasjenige, mit dem der mörderische Schuß gethan worden.

„Was beweist das gegen mich?" rief Caraval.

„Das will ich Ihnen gleich zeigen," erwiderte Chevrette und lief nach einem offenen Wandschränkchen, wo sie unter allerlei Haus- und Jagdgeräthschaften eine Kugelform hervorzog. Sie reichte dieselbe dem Wachtmeister und die Kugeln paßten genau hinein. „Solcher Kugelformen giebt es viele," warf Caraval ein. Indeß der Gerichtsschreiber hatte mittlerweile das Stück Papier glatt gestrichen, in welches die Kugeln eingewickelt gewesen waren. Es war mit den Recepten eines Kochbuchs bedruckt und trug die Seitenzahl 35. Chevrette sah dies auch, mit einem Sprunge

war sie am Heerde in der Küche und langte vom Kaminsims ein altes vergriffenes Buch herab. „Die bürgerliche Köchin“ hieß der Titel, die obere Hälfte der Seite 35 war ausgerissen, und das gefundene Stück paßte vollständig an das zurückgebliebene Blatt.

„Caraval und Johanna,“ rief der Prokurator, „Ihr seid verhaftet. Wachtmeister, fesseln Sie die Gefangenen.“

Mit flammenden Augen und schäumendem Munde sprang Johanna auf. „Ja, ich läugne nicht länger. Wenn mein Vater dem Mörder das Gewehr geliehen hat, so habe ich ihn gedungen. Aber glaubt nur nicht der Erbschaft wegen; nein, aus Eifersucht, der Lord wollte mich treulos verlassen und aus Liebe eine Andere heirathen. Herr Richter, ich sträube mich nicht, mitzugehen, lassen Sie mich nur andere Kleider anziehen.“

Dies ward ihr gestattet. Sie ging in Begleitung des Gendarmen nach ihrem Zimmer hinauf, der Gendarm wartete vor ihrer Thür. Drinnen war es eine Weile still, plötzlich ließ sich ein tiefes Stöhnen und der schwere Fall eines menschlichen Körpers vernehmen. Der Gendarm stieß die verschlossene Thür ein: da lag die schöne Baskin mit einem catalonischen Dolche, den sie immer bei sich geführt hatte, im Herzen. Der zeitlichen Gerechtlichkeit hatte sie sich selber entzogen. Inmitten der Verwirrung, welche diese tragische Scene hervorrief, hatte Chevrette sich unbemerkt entfernt. Wie nun Caraval, der über den Tod seines schönen Kindes aufrichtige Thränen vergoß, abgeführt werden sollte, vermißte man die Magd, die Hauptzeugin gegen den Verbrecher.

„Sie hat wohl gethan, sich aus dem Staube zu machen,“ flüsterte einer der Gendarmen dem Prokurator zu. „Ich habe zwei Jahre bei der Brigade Jargeau gestanden und da habe wir oft genug hinter ihr hergejagt.“

„Wer ist denn eigentlich dieses Mädchen?“ fragte erstaunt der Beamte.

„Ei, das ist ja die Chevrette, die mit ihrem Geliebten Ma-

lot den Waldhüter Saurin ermordet hat. Sie ist in contumaciam zum Tode verurtheilt."

Um seiner Pflicht zu genügen ließ der Beamte sofort den Wald auf eine Stunde im Umkreise durchsuchen. Doch wollen wir verrathen, daß er sich freute, als alle Meldungen am Abend lauteten: Sie ist verschwunden. — — — —

In Mauséjour und La Fresnaie ist Friede und Freude eingekehrt. Die beiden Engländer sind abgereist und lassen das Gut, das ihnen als Erbschaft zugesprochen ist, gerichtlich verkaufen. Der Doktor Rousselle ist verreist, Niemand weiß, wohin. Nur auf Mauséjour ist es bekannt; denn dort beherbergt Hektor in einem nur ihm bekannten Versteck die arme Chevrette, die den Gendarmen eben so gut wieder erkannt hat, wie er sie. Doktor Rousselle ist dem Sir William Disbury nachgereist, um ihn zu bewegen, daß er Chevrette, die ihn als Diener auf seinen Reisen begleiten will, mit sich nehme. Endlich kommt der sehnlich erwartete Brief des Doktors aus Calais. Sir William, der gerade im Begriffe stand, das Dampfschiff zu besteigen, hat sich gern bereit erklärt, das arme Mädchen zu retten; der Doktor soll sie nur bis Calais begleiten. In der kommenden Nacht soll sie sich also zur Abreise bereit halten. Chevrettens Haar wird wieder kurz geschoren; sie wird in die Livree des Hauses La Fresnaie gekleidet und erscheint dadurch gänzlich verändert. Wird ihre Flucht gelingen?

Nein es sollte nicht sein. Der Wagen des Doktors fuhr um Mitternacht vor; Hektor von Mauséjour und Bertha umarmten Chevrette zärtlich und nahmen einen Abschied auf Nimmerwiedersehn. In anderthalb Stunden konnte sie den Pariser Zug erreichen, am nächsten Morgen schon das Dampfschiff besteigen, das sie von Frankreich für immer entfernte. Aber was half es dem Doktor, daß er sein Pferd zu eben solcher Eile antrieb, wie an jenem Morgen, als er nach dem Tode des Lords Neuhaus verließ. Eine dunkle Masse versperrte ihm plötzlich

die Straße und ein „Halt!“ erscholl. Es waren die Gendarmen. Chevrette stieß einen entsetzlichen Schrei aus: „Ich wußte es, sie werden mich umbringen!“ und brach ohnmächtig zusammen.

„Armes Ding!“ sagte der Wachtmeister mit Thränen in den Augen. „Die Dich denuncirt haben, hätten auch etwas Gescheuteres thun können!“ — —.

Zwei Jahre sind seitdem verstrichen. Im Krankenhause des großen Centralgefängnisses von C . . . . versehen die grauen Schwestern ihren mühevollen, opferreichen Liebesdienst als Krankenwärterinnen. Einige von den weiblichen Strafgefangenen sind ihnen zur Hilfe beigegeben, und unter diesen ist eine wegen ihres unermüdlichen Eifers und ihrer engelgleichen Sanftmuth, der Gegenstand der Bewunderung aller ihrer Mitgefangenen. Die Nonnen selbst reden sie als „Schwester“ an. Es ist Chevrette. Ihr Prozeß hat mit einer Verurtheilung zu zehnjähriger Einschließung, dem geringsten Strafmaß, geschlossen. Inzwischen sind an den Monarchen zahlreiche Begnadigungsgesuche von allen angesehenen Familien der Sologne eingelaufen, aber Chevrette büßt noch immer im Gefängnisse.

Da kommt der 15. August, der Napoleonstag, dessen Kanonendonner manche Hoffnung in den Herzen unglücklicher Gefangener weckt. In den Krankensaal tritt der Direktor des Gefängnisses, und hinter ihm — Chevrette stößt einen Freudenschrei aus — ein junger Mann und eine junge Frau, die sie mit ihren Blicken suchen. Hektor und Bertha bringen ihr die volle Begnadigung. „Du hast genug gebüßt; Du bist frei. Aber Du sollst nicht mehr das flüchtige Wild des Waldes sein. Komme mit uns, bei uns wirst Du Deine Heimath finden.“

Druck von R. Gensch u. Elsner in Berlin, Kronenstr. 36.



Du Terrail, Ponson

Das Geheimniss des Arztes Criminal-Roman von Ponson du Terrail

Berlin 1868